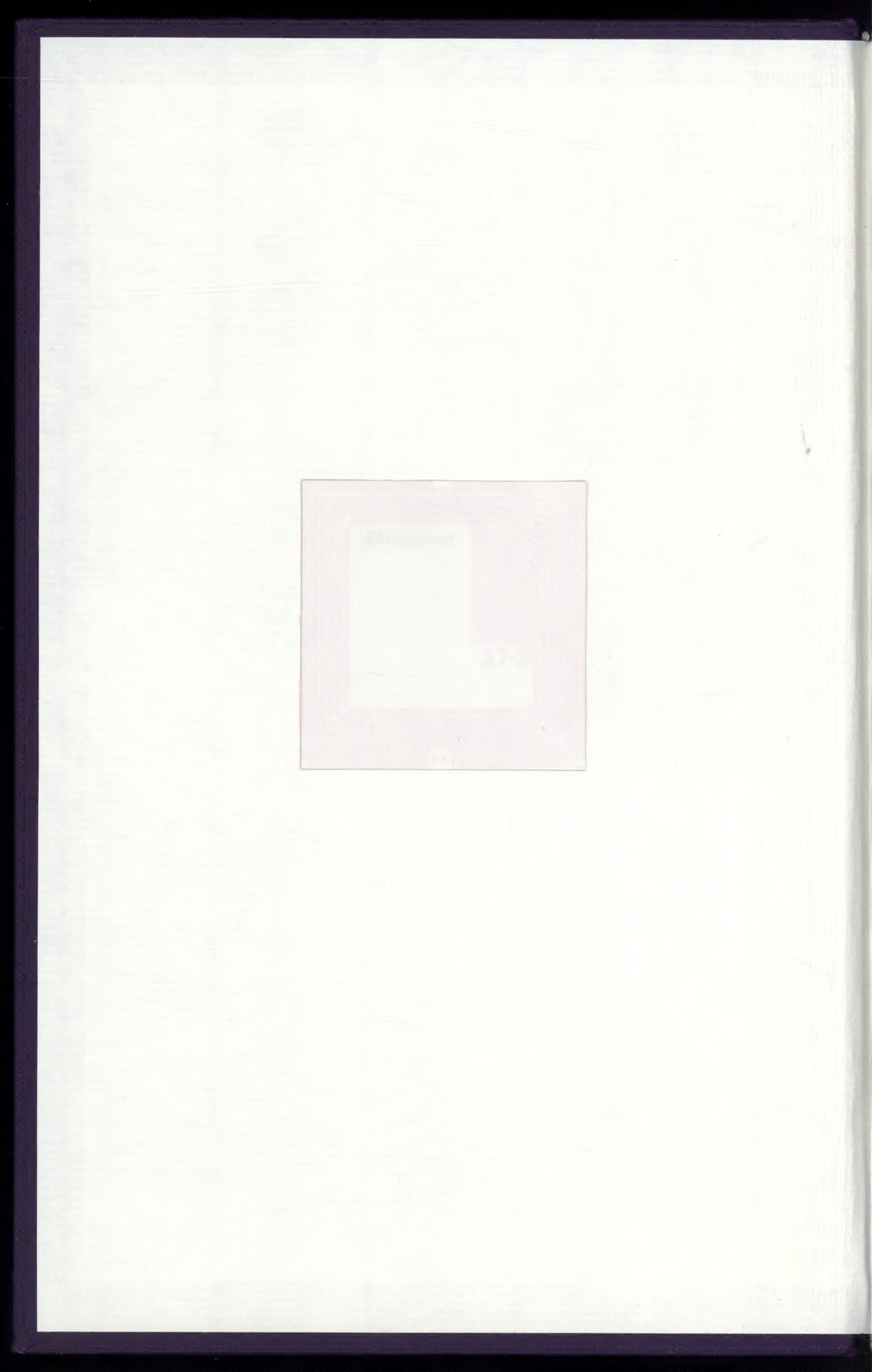
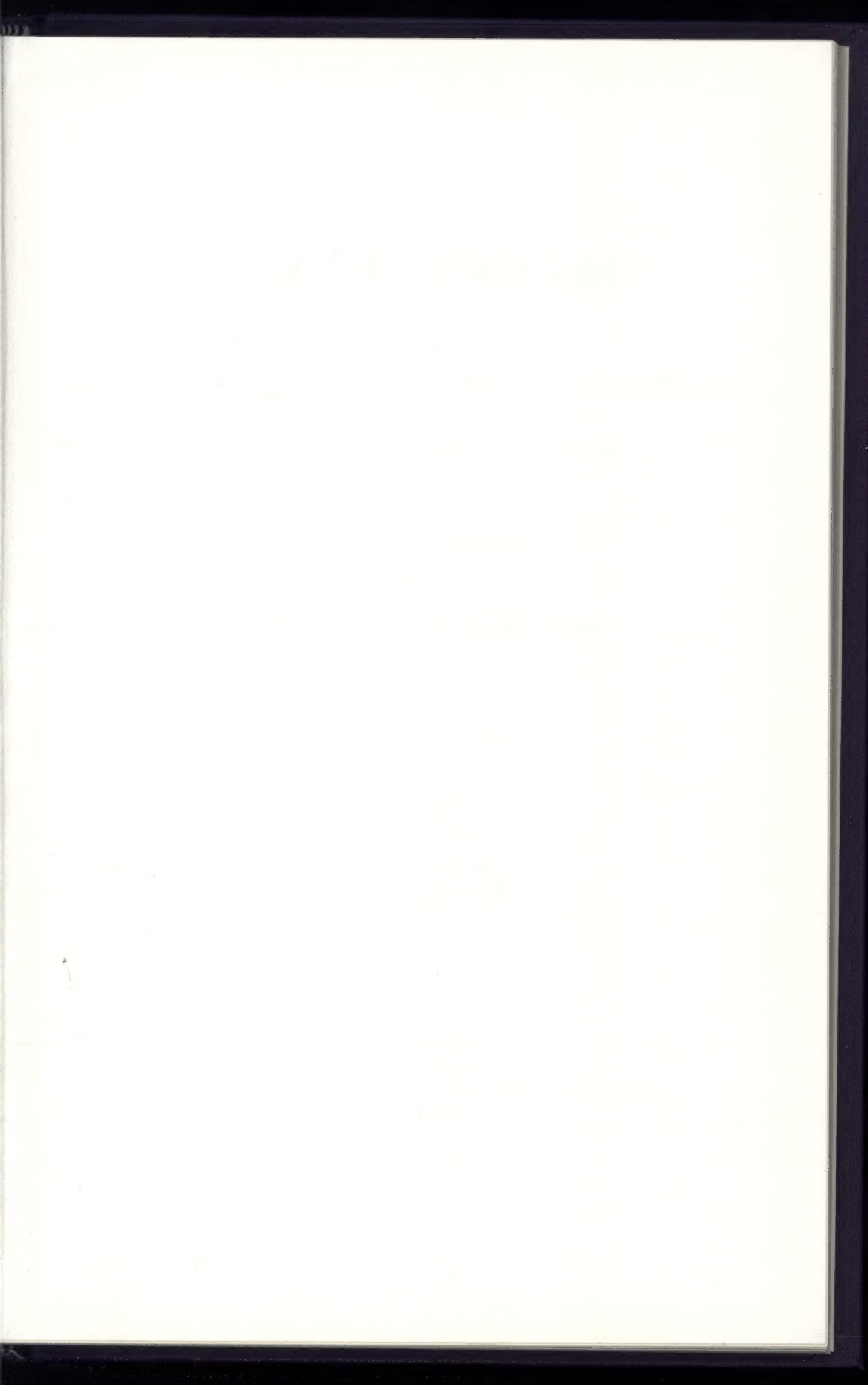






Palästinajahrbuch

des

Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissensch

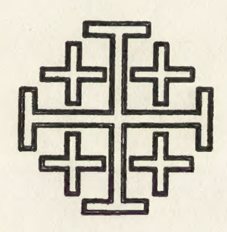
des heiligen Landes zu Jerusalem

Im Auftrage des Stiftungsvorstandes

herausgegeben von

Prof. D. Dr. Gustaf Dalman

Erster Jahrgang



Berlin 1905

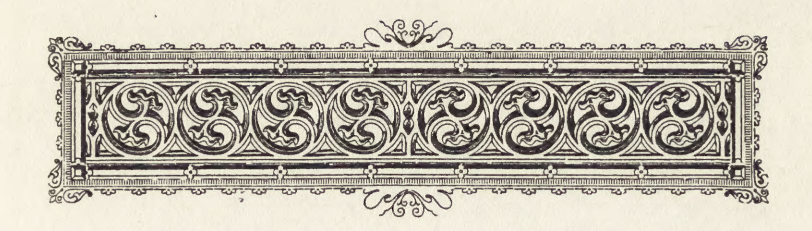
Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68—71







Vorwort.

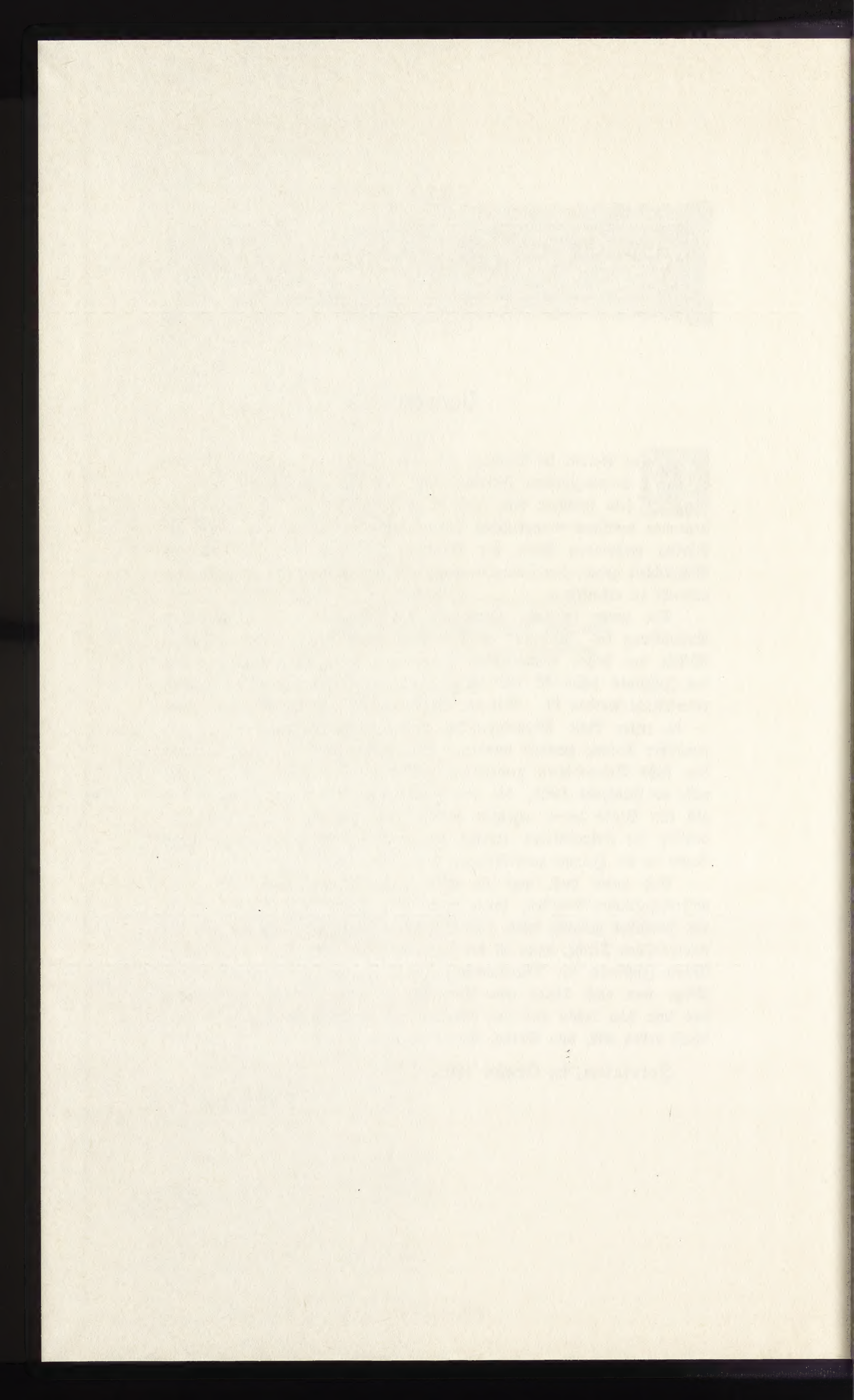
Das hiermit im Auftrage des hohen Stiftungsvorstandes erstmalig herausgegebene Jahrbuch will vor allem ein Verbindungsglied sein zwischen dem Institut in Jerusalem und der hinter ihm stehenden deutschen evangelischen Christenheit. Es soll aber auch dem sich jährlich mehrenden Kreis der früheren Mitglieder des Instituts die Möglichkeit geben, den Zusammenhang mit dem Institut und untereinander aufrecht zu erhalten.

Die unten folgende Darlegung der „Entstehung und bisherigen Entwicklung des Instituts" wird hoffentlich den Beweis führen, daß die Absicht der hohen evangelischen Kirchenregierungen bei der Begründung des Instituts schon in der kurzen Zeit seines Bestehens nach Kräften verwirklicht worden ist. Mit der Begründung einer Bibliothek und eines — in erster Linie Studienzwecken dienenden — Museums ist ein erfreulicher Anfang gemacht worden. Vor allem aber dürfte sich die von den sechs Stipendiaten gemeinsam verfaßte Beschreibung der Institutsreise im Frühjahr 1905, die den Hauptinhalt dieses Jahrbuchs bildet, als eine Probe davon erzeigen, welche Fülle von Anregungen und Eindrücken die Stipendiaten zufolge eigener Anschauung aus dem heiligen Lande in die Heimat zurückbringen können.

Und wenn das, was sie erlebt und geschaut haben, alsdann in wissenschaftlichen Arbeiten, sowie praktisch in Schule und Kirche verwertet und fruchtbar gemacht wird, zum Segen der Gemeinden und der gesamten evangelischen Kirche, dann ist der doppelte Zweck des „Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes" erfüllt. Möge nun auch dieses neue Unternehmen eines „Palästinajahrbuchs", das von dem Leben und den Arbeiten des Instituts regelmäßig Rechenschaft geben will, von Gottes Segen begleitet sein!

Jerusalem, im Oktober 1905.

Dalman.

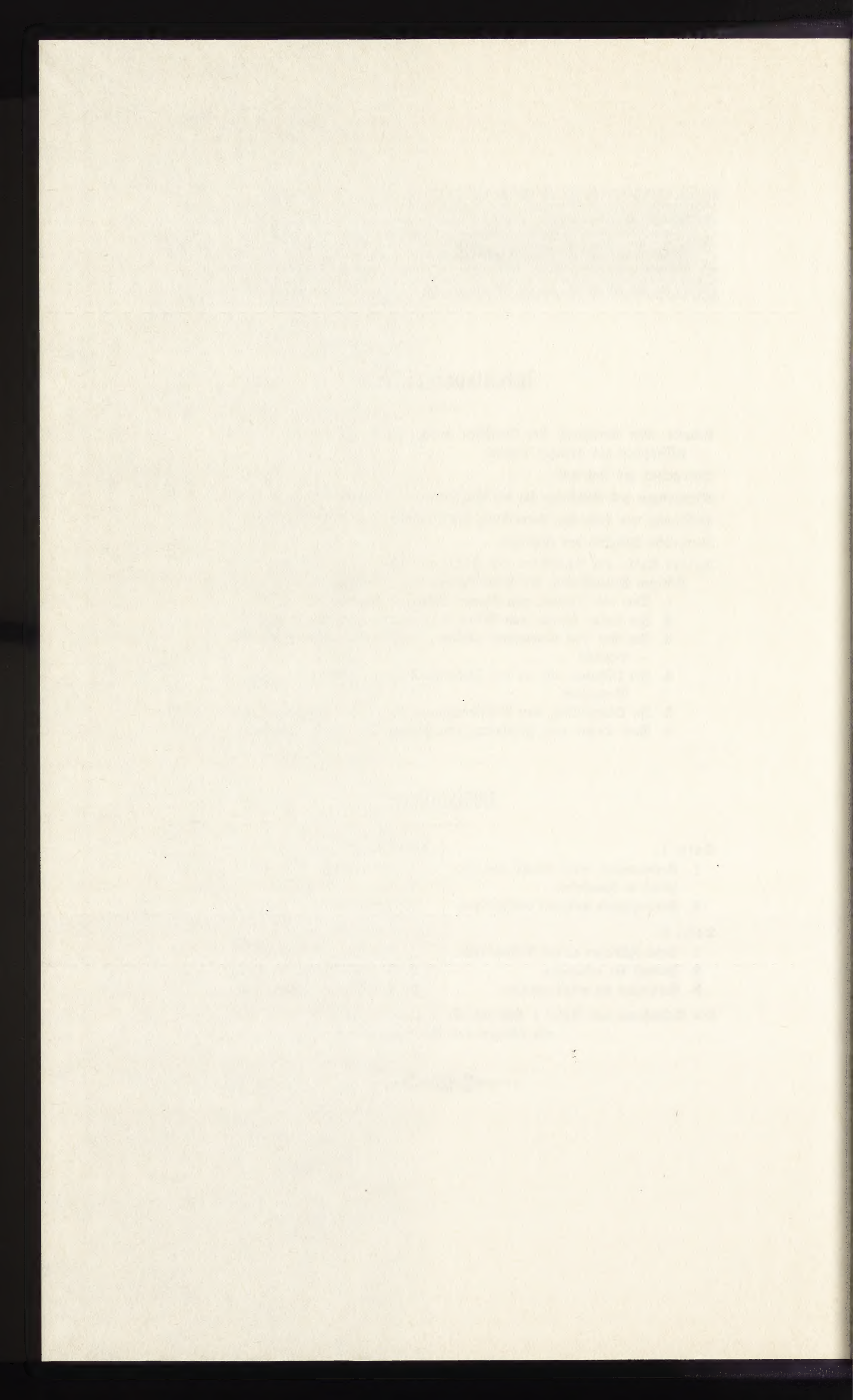




Inhaltsverzeichnis.

Abbildungen.

Die Aufnahmen von Tafel 1 sind von G. Dalman, Tafel 3 Nr. 2 von Fenner, alle übrigen von E. Zickermann.





1. Vorderansicht vom Hause des Instituts in Jerusalem.
(Zu S. 15.)



2. Vortragshalle im Hause des Instituts.
(Zu S. 15.)





Urkunde über Errichtung der deutschen evangelischen Stiftung für Altertumswissenschaft des heiligen Landes.

(Landesherrlich genehmigt durch Allerhöchsten Erlaß vom 23. Dezember 1901.)

Zu dem Zweck, auf dem Gebiet der biblischen und kirchlichen Altertumswissenschaft die Beziehungen zwischen den Stätten der heiligen Geschichte und zwischen der gelehrten Forschung und dem Interesse der christlichen Frömmigkeit in der evangelischen Kirche zu pflegen, zu beleben und zu regeln, sind gelegentlich der 24. Tagung der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz die unterzeichneten Abgeordneten zu derselben am untengesetzten Tage zu Errichtung einer Stiftung zusammengetreten und haben für dieselbe die nachstehenden

Satzungen

aufgestellt.

§ 1. Die Stiftung führt den Namen:

„Deutsches evangelisches Institut für Altertumswissenschaft des heiligen Landes".

Sie hat ihren Sitz in Berlin und unterhält eine den obigen Zwecken gewidmete Anstalt in Jerusalem.

Der Stiftung werden als Grundstock diejenigen 4500 M. zugewiesen, welche das Kuratorium der Jerusalemstiftung für den Fall des Zustandekommens der gegenwärtigen Stiftung für diese zur Verfügung gestellt hat.

Das Institut soll als gemeinsames Werk der gesamten evangelischen Landeskirchen Deutschlands deren gemeinsames Interesse an der Pflege der evangelischen Altertumswissenschaft des heiligen Landes betätigen und von ihnen gemeinsam getragen und unterhalten werden.

§ 2. Die Stiftung wird vertreten und verwaltet durch einen Vorstand, welcher seinen Sitz in Berlin hat und bestehen soll

1. aus drei von der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz aus ihrer Mitte abgeordneten Mitgliedern, deren Auftrag sechs Jahre läuft und von denen eines in Berlin seinen Wohnsitz haben muß; für jedes Mitglied wird zugleich ein Stellvertreter, darunter einer mit dem Wohnsitz in Berlin, bestimmt;
2. aus einem Abgeordneten des Kuratoriums der Jerusalemstiftung;
3. aus einem von dem Vorstand des deutschen Palästinavereins abzuordnenden evangelischen Mitglied dieses Vereins, sofern eine solche Abordnung erfolgt ist, andernfalls aus einem von der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz abzuordnenden vierten Mitglied.

§ 3. Für die Geschäftsführung des Stiftungsvorstandes sind außer den Bestimmungen dieser Satzungen die Vorschriften der für ihn von der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz aufgestellten Geschäftsordnung maßgebend.

Die Geschäftsleitung im Vorstand der Stiftung erfolgt durch einen Vorsitzenden, der von der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz aus der Zahl der von ihr abgeordneten Vorstandsmitglieder gewählt wird und der Bestätigung Seiner Majestät des Kaisers bedarf. Im Behinderungsfalle wird derselbe durch dasjenige von der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz abgeordnete Mitglied vertreten, welches der letzteren am längsten angehört.

Urkunden, welche die Stiftung verpflichten sollen, sind außer von dem Vorsitzenden oder seinem Stellvertreter noch von einem Mitglied des Vorstandes unter Beidrückung des Siegels der Stiftung unterschriftlich zu vollziehen.

Zur Beglaubigung genügt ein Zeugnis des Evangelischen Oberkirchenrats zu Berlin, daß die Unterzeichner zur Zeit der Abgabe ihrer Erklärung dem Vorstand als Vorsitzender bzw. Mitglied angehören.

§ 4. Als Vorsteher der in Jerusalem zu errichtenden Anstalt wird ein mit der biblischen und kirchlichen Altertumswissenschaft und mit den Verhältnissen Palästinas vertrauter Gelehrter zu dauerndem Aufenthalt nach Jerusalem entsendet, um daselbst nach näherer Bestimmung einer vom Stiftungsvorstand ihm zu erteilenden Geschäftsanweisung die Leitung der Forschungsarbeiten, die Einweisung und Anleitung der nach Jerusalem entsandten Institutsgenossen, die Verwaltung der Institutseinrichtungen (Sammlungen, Bibliothek), sowie die Wahrnehmung der Institutsinteressen im heiligen Lande zu übernehmen.

§ 5. Als Genossen des Instituts werden

a) jüngere evangelische Theologen (Geistliche, Kandidaten des Pfarramts oder des höheren Lehramts) entsandt, welche auf Grund dargetaner Befähigung für archäologische Forschung dem Vorsteher als Mitarbeiter zur Seite treten. Neben diesen können

b) auch solche junge Theologen entsandt werden, welche mit tüchtiger wissenschaftlicher Ausrüstung ein lebendiges Interesse für die biblischen und kirchlichen Altertümer und die Kenntnis des heiligen Landes verbinden und, indem sie ihre biblischen Studien durch örtliche Anschauung abrunden, geeignet erscheinen, den Ertrag der letzteren unmittelbar für das heimische Kirchenleben fruchtbar zu machen (Stipendiaten).

Für die Mitarbeiter ist eine Sendungsdauer von 9 Monaten, für die Stipendiaten eine solche von 3 bis 5 Monaten als Regel in Aussicht zu nehmen.

Verlängerung bzw. Wiederholung des Auftrags ist nicht ausgeschlossen und wird namentlich für den Fall empfohlen, daß Stipendiaten sich für die gelehrte Forschung selbst geeignet erweisen.

Die Gesamtzahl der gleichzeitig entsandten Institutsgenossen soll zunächst über 7 nicht hinausgehen.

§ 6. Den in Jerusalem ansässigen sowie gastweise anwesenden evangelischen Deutschen sowie auch evangelischen Ausländern, die auf Reisen begriffen sind, ist, sofern sie gehörig legitimiert sind, die Mitbenutzung der Bibliothek des Instituts sowie die Teilnahme an den öffentlichen Vorträgen und den Lehrausflügen, welche von demselben veranstaltet werden, offen zu halten.

§ 7. Die Anstalt wird in Jerusalem, solange andere Lokalitäten nicht zur Verfügung stehen, zunächst in gemieteten Räumen untergebracht.

§ 8. Die Ernennung des Vorstehers der Anstalt erfolgt durch den Stiftungsvorstand und bedarf der Allerhöchsten Bestätigung des Kaisers.

§ 9. Die als Mitarbeiter und als Stipendiaten zu entsendenden Institutsgenossen werden mit Zustimmung des Vorstandes von den betreffenden Kirchenregierungen ausgewählt werden. Die Benennungen der Auszusendenden erfolgen nach einem unter Berücksichtigung der Größe der Kirchengebiete festzustellenden Turnus.

§ 10. Es darf darauf gerechnet werden, daß die sachlichen Kosten der Forschungen, insbesondere der Ausgrabungen, vom Palästinaverein übernommen werden.

Die Kosten für Gehalt des zu berufenden Vorstehers und sonstige Generalkosten werden auf die evangelischen Kirchen Deutschlands verteilt, soweit deren Kirchenregierungen zur deutschen Kirchenkonferenz verbunden

sind. Die Verteilung erfolgt nach dem Verhältnis, welches bei der Ausschreibung der Beiträge zur Deckung der sonstigen gemeinsamen Kosten der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz zur Anwendung kommt. Entfällt für eine dieser Kirchenregierungen die Verbindlichkeit zur Beitragsleistung für die Kosten der Eisenacher Konferenz, so erledigt sich für diese Kirchenregierung auf so lange auch deren Beteiligung an den aus den gegenwärtigen Satzungen sich ergebenden Rechten und Obliegenheiten. In welcher Weise die auf die einzelnen Kirchengebiete entfallenden Beträge zu beschaffen sind, ob sie durch kirchliche Sammlung aufgebracht oder aus anderen bereiten Mitteln gedeckt werden sollen, ist den betreffenden Kirchenregierungen zu überlassen.

Die Stipendien und Reisekosten der nach Jerusalem entsandten Theologen sind von denjenigen Kirchenregierungen zu tragen, auf deren Vorschlag die Berufung erfolgt ist.

Hierüber ist die gegenwärtige

Stiftungsurkunde

ausgefertigt und von den Stiftern eigenhändig vollzogen worden.

So geschehen zu Eisenach, am 19. Juni 1900.

Johann A. v. Zahn, Präsident des ev.-luth. Landeskonsistoriums für das Königreich Sachsen zu Dresden.

Wilhelm D. Frhr. v. Gemmingen, Präsident des evang. Konsistoriums für das Königreich Württemberg zu Stuttgart.

D. Oskar Ackermann, Oberhofprediger in Dresden.

Dr. Friedrich Wielandt, Präsident des badischen evang. Oberkirchenrats, Wirkl. Geheimrat, zu Karlsruhe.

D. Albert Helbing, Prälat der badischen Evang. Landeskirche und Mitglied des badischen Evang. Oberkirchenrats in Karlsruhe.

Adolf Buchner, Präsident Großh. hess. Oberkonsistoriums zu Darmstadt.

D. Victor Habicht, Prälat und Oberkonsistorialrat in Darmstadt.

Adolf Giese, Präsident des Oberkirchenrats der ev.-luth. Kirche des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin zu Schwerin.

D. Paul Bard, Oberkirchenrat in Schwerin.

D. Oskar Nicolai, Geh. Kirchenrat, Superintendent und Oberpfarrer zu Allstedt, stellvertretender Vorsitzender des Großherzogl. Kirchenrats zu Weimar.

Victor Präfcke, Konsistorialrat in Neustrelitz (Mecklenburg-Strelitz).

Gustav Spies, Herzogl. braunschweig. Konsistorialpräsident in Wolfenbüttel.

Emil Moldenhauer, Konsistorialrat und Generalsuperintendent in Wolfenbüttel.

Dr. Otto Füßlein, Untermaßfeld, Mitglied des Oberkirchenrats in Meiningen.

D. Felix Kretschmar, Generalsuperintendent und Oberhofprediger in Gotha.

D. Ernst Teichmüller, Generalsuperintendent und Oberhofprediger, Vorsitzender des Herzogl. Konsistoriums in Dessau.

Arnold Zahn, Oberkonsistorialrat und Hofprediger, Sondershausen.

Dr. Arnold Braune, Generalsuperintendent und Hofprediger in Rudolstadt.

Bodo Voigts, Präsident des Königl. preuß. Landeskonsistoriums in Hannover.

D. Dr. Heinrich Chalybaeus, Konsistorialpräsident in Kiel.

Wilhelm Lohr, Generalsuperintendent und Oberhofprediger in Kassel.

D. Julius Kelber, Oberkonsistorialrat in München.

Adolf v. Liederskron, Oberkonsistorialrat in München.

August Risch, Oberkonsistorialrat in Speyer.

Frhr. Wilhelm v. Hadeln, Kammer- und Konsistorialpräsident zu Arolsen.

D. Ernst Lotze, Oberkirchenrat in Gera.

D. Wilhelm Kuhlgatz, Konsistorialrat und Landessuperintendent zu Bückeburg.

Eginhard Petersen, Hauptpastor in Lübeck.

D. Georg Behrmann, Senior und Hauptpastor in Hamburg.

D. Karl Burk, Prälat und Oberkonsistorialrat in Stuttgart.

D. Dr. Friedrich Wilhelm Barkhausen, Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Evang. Ober-Kirchenrats in Berlin.

D. Frhr. Hermann v. der Goltz, Vizepräsident des Evang. Ober-Kirchenrats in Berlin.

D. Theodor Braun, Wirkl. Oberkonsistorialrat in Berlin.

D. Gustav Nebe, Generalsuperintendent, Wirkl. Oberkonsistorialrat in Münster i. W.

Rudolf Lohoff, Generalsuperintendent in Altenburg.

Dan. Christian Teutsch, Direktorialmitglied aus Buchsweiler.

D. theol. Julius Thikötter, Pastor primarius aus Bremen.

Jakob Schwendener, Präsident des reformierten Konsistoriums in Bischweiler (Elsaß).

Rudolf v. Pawel, Wirkl. Geh. Rat, Chef des Großherzogl. sächs. St.-Ministeriums und des Kultus in Weimar, zugleich Vorsitzender des Großherzogl. sächs. Kirchenrats.





Personalien des Instituts.

I. Der Stiftungsvorstand.

Die Mitglieder waren zuerst:

1. Präsident des Evang. Ober-Kirchenrats, Wirkl. Geh. Rat D. Dr. Barkhausen, Berlin, Vorsitzender,
2. Oberkonsistorialpräsident v. Schneider, München,
3. Hauptpastor Senior D. Behrmann, Hamburg, — sämtlich von der Eisenacher Konferenz gewählt,
4. D. Graf v. Zieten-Schwerin, Wustrau, als Delegierter der Evang. Jerusalemstiftung,
5. Professor D. Kautzsch, Halle a. S., als Delegierter des Deutschen Palästinavereins.

Als Stellvertreter zu 1 bis 3 wählte die Eisenacher Konferenz:

Vizepräsident des Evang. Ober-Kirchenrats, Wirkl. Oberkonsistorialrat D. Frhr. v. der Goltz, Berlin,
Präsident des ev.-luth. Landeskonsistoriums v. Zahn, Dresden,
Geh. Kirchenrat D. Nicolai in Allstedt (Sachsen-Weimar).

Nach dem Tode des Wirkl. Geh. Rats D. Dr. Barkhausen trat zunächst an seine Stelle sein obengenannter Stellvertreter, dann durch Wahl der Eisenacher Konferenz am 8. Juni 1904 Präsident des Evang. Ober-Kirchenrats Wirkl. Geh. Rat Voigts, Berlin.

Von den zu Stellvertretern Gewählten schied am 1. November 1903 durch Rücktritt von seinen Ämtern aus: Geh. Kirchenrat D. Nicolai in Allstedt. An seine Stelle ist durch Wahl der Eisenacher Konferenz am 8. Juni 1904 der Oberhofprediger Geh. Oberkirchenrat D. Hansen in Oldenburg getreten.

Im November 1904 trat an die Stelle des Wirkl. Geh. Rats D. Grafen v. Zieten-Schwerin als Vertreter der Evang. Jerusalemstiftung der Geh. Kirchenrat Superintendent D. Pank in Leipzig.

II. Der Vorsteher der Anstalt in Jerusalem.

D. Dr. Dalman, Professor an der Universität Leipzig.

III. Die Mitglieder des Instituts.*)

Es wurden ausgesandt:

im Herbst 1903:

als Mitarbeiter (auf Vorschlag von Preußen, ältere Provinzen):

Professor D. Dr. Löhr, Breslau;

als Stipendiaten:

1. Archidiakonus Lic. Pfennigsdorf, Dessau (Anhalt),
2. Predigtamtskandidat Oehler, Cannstadt**) (Württemberg);

im Frühjahr 1904:

als Stipendiaten:

1. Diakonus Sarowy, Stolp, Pommern (Preußen, ältere Provinzen),
2. Pastor Kollaborator zur Borg, Norderney (Preußen, neuere Provinzen),
3. Diakonus Baumann, Prettin (Preußen, ältere Provinzen);

im Herbst 1904 bzw. Frühjahr 1905:

als Mitarbeiter (auf Vorschlag von Preußen, ältere Provinzen):

Professor Lic. Riedel, Greifswald;

als Stipendiaten:

1. Stadtpfarrer Lic. Volz, Leonberg (Württemberg),
2. Pfarrer Eckardt, Windischleuba (Sachsen-Altenburg),
3. Pastor prim. Zickermann, Breslau (Preußen, ältere Provinzen),
4. Pfarrer Dr. Schwöbel, Mannheim (Baden),
5. Divisionspfarrer Fenner, Halberstadt***) (Preußen, ältere Provinzen),
6. Rektor und Predigtamtskandidat Eberhard, Zarrentin (Mecklenburg-Schwerin).

---

*) Die früheren Mitglieder werden gebeten, veränderte Adressen dem Vorsteher zu melden, damit das Jahrbuch stets der Mitgliederliste die neuesten Adressen beifügen kann.

**) Jetzt Dr. phil. und Repetent in Tübingen.

***) Jetzt Straßburg i. E.

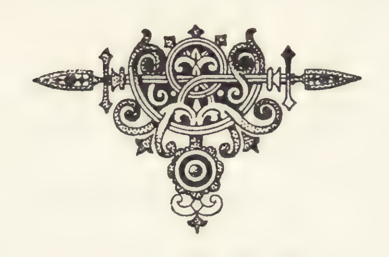
Zum Herbst 1905 bzw. Frühjahr 1906 werden ausgesandt:

als Mitarbeiter (auf Vorschlag von Preußen, ältere Provinzen):

Pastor am Prinzenhause Lic. Baumann, Ploen,

als Stipendiaten:

1. Pfarrer Lic. Frankenberg, Luisendorf (Preußen, neuere Provinzen),
2. Predigtamtskandidat Hartmann, Tübingen (Württemberg),
3. Cand. theol. Horning, Straßburg i. E. (Elsaß-Lothringen),
4. Predigtamtskandidat Trusen, Konstantinopel (Preußen, ältere Provinzen),
5. Pastor Dr. Jeremias, Dresden-Trachenberge (Sachsen),
6. Pastor Thomae, Querum (Braunschweig).





Mitteilungen und Ratschläge für die Mitglieder des Instituts.

1. Die Aufgabe des Instituts.

Das durch das Zusammenwirken aller evangelischen Landeskirchen Deutschlands im Jahr 1902 begründete Institut soll der Pflege evangelischer Altertumswissenschaft des heiligen Landes dienen. Die Gegenstände der den Mitgliedern obliegenden Forschung sind dementsprechend palästinische Altertums-, Landes- und Volkskunde im Hinblick auf die biblische und kirchliche Vorzeit. Die Ausführung von Ausgrabungen liegt zur Zeit nicht in der Arbeitssphäre des Instituts.

2. Die Arbeit im Institut.

Die Arbeit im Institut vollzieht sich vor allem durch die eigene Tätigkeit der Mitglieder unter Beratung des Vorstehers, wofür die Bibliothek des Instituts die nötigen literarischen Hilfsmittel darbietet, dann durch die obligatorische Teilnahme an den Vorlesungen des Vorstehers und des Mitarbeiters des Instituts. Jährlich findet ein dreimonatlicher Lehrkurs statt, der am 1. Februar beginnt und am 30. April endet. In dem ersten, zwei Monate umfassenden Teile desselben werden täglich, außer Sonnabends, ein- bis zweistündig Vorlesungen gehalten, welche Geographie, Geschichte, Sitte, Archäologie und Sprache Palästinas behandeln, wovon indes in jedem Lehrkurs nur etwa drei Stoffe zum Vortrag kommen. Das Museum des Instituts bietet dafür Anschauungsmittel verschiedenster Art. Während die Vorlesungen für den engsten Kreis der Institutsmitglieder bestimmt sind, gelten einem größeren Publikum vier in dieselbe Zeit fallende öffentliche Vorträge, mit denen das Institut einem Bedürfnisse der deutschredenden Bevölkerung Jerusalems entgegenzukommen sucht.

Damit die Stipendiaten Anlaß erhalten, irgend einen Gegenstand selbst eingehend zu bearbeiten, wird von ihnen ein schriftlicher Aufsatz erwartet, dessen Thema am Schluß des ersten Monats des Lehrkurses mit dem Vorsteher zu vereinbaren ist. Sie können auch zur Beteiligung an den Vorträgen des Instituts herangezogen werden.

3. Die Ausflüge des Instituts.

Zu Tagesausflügen in die Umgegend von Jerusalem werden in den ersten zwei Monaten des Lehrkurses die Sonnabende benützt. Im dritten Monat wird eine größere Reise durch das Land unternommen. Die Kosten der letzteren trägt die Institutskasse, doch ist der Vorsteher berechtigt, die durch die Reise entstehenden Ersparnisse an Hotelkosten in Jerusalem von den Institutsgenossen zum Besten der Reisekasse einzuziehen. Die Ziele aller Ausflüge bestimmt der Vorsteher. Literarische Ausbeutung derselben durch die Mitglieder ist mit dem Vorsteher zu vereinbaren.

Alles Reisen in Palästina setzt eine feste Gesundheit voraus. Wünschenswert ist einige Übung im Reiten.

4. Die Mitglieder des Instituts.

Außer dem ständig in Jerusalem wohnenden Vorsteher und dem auf sieben Monate hierher entsandten Mitarbeiter des Instituts werden jedes Jahr sechs Stipendiaten von den deutschen evangelischen Landeskirchen nach einem bestimmten Turnus entsandt. Meldungen dafür und für die Stelle des Mitarbeiters sind an die zuständigen Kirchenregierungen zu richten.

Der Mitarbeiter, der mit den Stipendiaten zusammen wohnt und für ihren Zusammenhalt Sorge zu tragen hat, beteiligt sich an den Vorlesungen und Vorträgen des Instituts und wählt seine Arbeitsgebiete im Einverständnis mit dem Vorsteher. Die Stipendiaten sind den Anweisungen des Vorstehers unterstellt.

Allen Institutsgenossen, dem Mitarbeiter wie den Stipendiaten, liegt die Pflicht ob, ihre Erlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen in einem dem Vorstande einzusendenden Reiseberichte niederzulegen, über dessen literarische Verwertung — eventl. mit den erforderlichen Einschränkungen bzw. unter geeigneter Umarbeitung — der Vorstand nach völlig freiem Ermessen befindet. Für diesen Reisebericht und seine geeignetenfalls in Frage kommende Veröffentlichung handelt es sich nicht etwa nur um wissenschaftliche Berichte und Abhandlungen, sondern ganz vorwiegend um solche Publikationen, bei welchen die Gesichtspunkte der Erbauung, populären Belehrung und Unterhaltung im Vordergrunde stehen.

5. Voraussetzungen und Vorstudien.

Nur solche, deren Interesse an der Heiligen Schrift mit lebhaftem exegetischem und historischem Sinne und soliden Kenntnissen verbunden ist, werden das Institut mit Gewinn besuchen. Auch ist Bekanntschaft mit der Landessprache, dem syrischen Neuarabisch, für nutzbringende Studien in Palästina sehr wünschenswert. Daraus ergibt sich, in welcher Richtung man sich am besten für den Aufenthalt im Institut rüstet. Für das Neuarabische wird die Grammatik von Seidel (Leipzig, Hartleben) und Hartmann's Arabischer Sprachführer (Leipzig, Bibliogr. Institut) empfohlen. Von modernen Sprachen ist das Englische und Französische in Palästina ungefähr gleich nützlich. Palästinaliteratur, die oft sehr der Kritik bedarf, wird am besten an Ort und Stelle studiert.

6. Die Ausrüstung.

Man trägt in Palästina dieselbe Kleidung wie in Deutschland zu den entsprechenden Jahreszeiten. Die Monate Dezember bis Februar gleichen dem deutschen Spätherbst, die Zeit von Mai bis Oktober ist heiß, November und März-April sind Übergangsperioden. Man versehe sich also auch mit Winterkleidung, deren man hier bei mangelhafter Heizung und kalten Fußböden sehr bedarf. Die Unterkleidung läßt man am besten, wie man sie gewöhnt ist. Eine Leibbinde ist nützlich.

Als notwendig sei genannt außer der Leibwäsche und einigen Handtüchern: ein Gesellschaftsanzug (nicht Frack), ein Alltagsanzug, einige alte Sachen, die beim Reiten verbraucht werden können, Winterüberzieher, Gummipelerine (zum Reiten im Regen), Filzhut, wasserdichte Reitgamaschen, festes Schuhwerk, Gummischuhe (für den Schmutz), handfester Regen- oder Sonnenschirm, Reisedecke. Nützlich, aber nicht notwendig sind: Tropenhelm (in Jerusalem zu haben) und Schutzbrille. Große Koffer, welche von zweien getragen werden müssen, vermeide man. Sonst ist jeder handliche Koffer gleich gut.

Von Büchern sind wünschenswert: die Bibel in den Grundsprachen, eine deutsche Bibel (Taschenformat), Bädekers Palästina und Syrien.

Für Reise und Aufenthalt in Palästina kaufe man französisches Gold, das in Italien, Griechenland, Ägypten, Türkei, auch schon in Triest gangbar. Für sonstigen Geldvorrat benützt man am besten Schecks auf die Deutsche Palästina-Bank in Jerusalem. Französisches Silber kursiert im ganzen Orient, doch sei vor Stücken mit abgenützter Prägung gewarnt, ebenso vor allem griechischen, rumänischen und italienischen Silber. Man sehe eingenommenes Geld stets genau an, und weise zweifelhaftes zurück! Alles ägyptische Geld ist in der Türkei unbrauchbar.

7. Die Reise.

Es empfiehlt sich, einen Weg über Constanza—Konstantinopel, den anderen über Triest oder Genua zu nehmen. Folgende Linien werden in Vorschlag gebracht: Von Konstantinopel nach Jaffa die Küstenlinie des Österreichischen Lloyd, von Triest nach Alexandrien die Schnelldampfer derselben Gesellschaft, von Alexandrien nach Jaffa die obengenannte Küstenlinie, von Genua nach Alexandrien oder Port Said die verschiedenen hier laufenden Linien des Norddeutschen Lloyd.

Wer von Alexandrien aus Cairo besucht, gehe von dort direkt nach Port Said. Für die Strecke Alexandrien (oder Port Said) — Jaffa und umgekehrt binde man sich nicht an den Österreichischen Lloyd, sondern nehme einen für den Anschluß bequemen Dampfer irgendwelcher Gesellschaft.

Auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd und den Schnelldampfern des Österreichischen Lloyd ist Klasse II sehr empfehlenswert. Auf den Küstendampfern des letzteren ist dieselbe Klasse minder angenehm, doch nicht unmöglich.

Der Vorstand des Instituts ist bereit, den Mitgliedern bei dem Norddeutschen und Österreichischen Lloyd Fahrpreisermäßigung zu erwirken. Die erforderlichen Gesuche mit Angabe der Reiselinien auf Hin- und Rückweg sind möglichst zeitig an denselben, Berlin W., Köthenerstr. 38, zu richten.

Ein von einem türkischen Konsulat visierter Reisepaß ist unerläßlich.

Für Landung und Einschiffung in orientalischen Häfen, Wahl von Hotels usw. benütze der Unerfahrene die Leute von Stangen oder Cook, welche stets an die Schiffe kommen. In ihre Spesen ist auch das Bringen durch den Zoll eingeschlossen, womit man dann nichts weiter zu tun hat.

Die Schiffe pflegen in Jaffa so zu landen, daß man mit dem Nachmittagszuge nach Jerusalem fahren kann. Man lasse sich nach Hotel Hardegg oder Hotel du Parc bringen, esse zu Mittag und gehe von dort zum Bahnhof. Klasse II der Eisenbahn mit besonderen Abteilen für Europäer ist genügend.

8. Die Wohnung in Jerusalem.

Für die Unterkunft in Jerusalem wird den Mitgliedern zur Zeit Hotel Fast empfohlen, welches sie zu einem Vorzugspreis von 5 Francs für volle Pension pro Tag aufnimmt. Vorhergehende Anmeldung des Tages der Ankunft ist wegen der Abholung vom Bahnhof wünschenswert. Doch sind stets Wagen am Bahnhof.

Ebenfalls erwartet der Vorsteher des Instituts möglichst zeitige Vorausmeldung der Ankunft.

9. Die Einteilung des Stipendiums.

Als Grundsatz muß gelten, daß das Stipendium bestimmt ist, außer der direkten Hin- und Rückreise einen möglichst ergiebigen Aufenthalt in Palästina zu bestreiten. Die Ausgaben für den Besuch von Ägypten, Griechenland usw. sind aus eigenen Mitteln zu bewirken. Mit 600 M. kann man Hin- und Rückreise bezahlen. Dreimonatlicher Aufenthalt in Jerusalem kostet etwa 450 M. Dann lassen sich von dem 1500 M. betragenden Stipendium noch etwa 450 M. für Ausflüge u. dgl. verwenden. Doch sei bemerkt, daß hier stets Beschränkung auf das Nötige vorausgesetzt ist. Wer ohne viele Nebenausgaben nicht glaubt leben zu können, muß in der Lage sein, zum Stipendium zuzuschießen.





Entstehung und bisherige Entwicklung des Instituts.

Der 31. Oktober 1898, der Tag, an welchem die Erlöserkirche in Jerusalem unter Teilnahme Ihrer Kaiserlichen Majestäten g. weiht wurde, kann als der Geburtstag des Instituts betrachtet werden. Soeben hatte unser erhabener Kaiser vor dem Altar ein edles Bekenntnis zum reformatorischen Glauben abgelegt, in der Muristankapelle empfing Er die durch Seinen Ruf nach Jerusalem entbotenen Vertreter der hohen evangelischen Kirchenregierungen Deutschlands. Hier gipfelte die in ihrem Namen vom bayerischen Oberkonsistorialpräsidenten v. Schneider gehaltene Ansprache in dem Gelübde, als Denkmal dieses einzigartigen Tages der Pflege evangelischer Altertumswissenschaft des heiligen Landes in Jerusalem ein Heim zu begründen.

Der damals ausgesprochene Entschluß, die evangelische Christenheit Deutschlands durch ein allen evangelischen Landeskirchen gemeinsames Werk dauernd mit dem heiligen Lande zu verknüpfen, muß als eine echte Frucht reformatorischen Glaubens gelten. Wenn die Reformation von der Übersetzung der Heiligen Schrift zu ihren Grundsprachen zurückführte, so entspricht es ihrem Geist, daß zur Kenntnis der Grundsprachen auch die Erforschung des Landes gefügt wird, auf dessen Boden die heilige Geschichte sich bewegte, dessen Eigenart das irdische Gewand der göttlichen Offenbarung bestimmte. Von der Bibel zu Babel führen weite Wege, die leicht zu Irrpfaden werden, Bibel und Palästina aber sind unauflöslich verknüpft, und es kann einem evangelischen Volke nur heilsam sein, in der Heimat der Bibel selbst heimisch zu werden. Dafür soll das Institut in Jerusalem unserer deutschen evangelischen Kirche dienen.

Nach vorbereitenden Verhandlungen wurde am 19. Juni 1900 auf der Eisenacher Kirchenkonferenz das Institut als eine von den deutschen evangelischen Kirchenregierungen gemeinsam unterhaltene Stiftung begründet und ein Ausschuß mit der Aufgabe gewählt, die geplante Anstalt ins Leben zu rufen. Unterm 23. Dezember 1901 erfolgte die Allerhöchste

Genehmigung, am 22. Mai 1902 konstituierte sich der Vorstand des Instituts unter dem Vorsitz des in dieser Eigenschaft Allerhöchst bestätigten D. Dr. Barkhausen, Präsidenten des preußischen evangelischen Ober-Kirchenrats. Kurz darauf wurde der gegenwärtige Vorsteher der Anstalt, D. Dr. Dalman, a. o. Professor an der Universität Leipzig, bestimmt und am 28. Juni 1902 von Sr. Majestät dem Kaiser bestätigt, sodaß er im Herbst desselben Jahres die Reise nach Jerusalem antreten konnte.

Die in diesem Winter in Palästina herrschende Cholera legte dem letzten Teile der Reise schwere Hindernisse in den Weg, auch waren die Verhältnisse in Palästina derart, daß der Vorstand von einer Aussendung von Stipendiaten für das Frühjahr 1903 Abstand nahm. Die Hauptaufgabe des Vorstehers war darum für das Institutsjahr 1903/04 die Erwerbung und Einrichtung eines Hauses für die zu errichtende Anstalt, sowie die Begründung einer Bibliothek und die erste Anlage eines Museums.

In der Neustadt Jerusalems, etwas oberhalb des Platzes, welcher im Oktober 1898 dem Zeltlager des Deutschen Kaisers diente und jetzt mit der deutschen Pfarre und Schule bebaut ist, in einer Höhenlage, welche der des Ölberggipfels entspricht, wurde bald ein für die Zwecke des Instituts geeignetes Haus gefunden und noch im Dezember gemietet. Es enthält außer der Dienstwohnung des Vorstehers in seiner unteren Halle (Flur) einen über 70 Personen fassenden Raum, der den öffentlichen Vorträgen des Instituts dient, außerdem ein Bibliothekszimmer, das als Arbeitsraum für die Mitglieder des Instituts eingerichtet ist und gleichzeitig für die laufenden Vorlesungen als Auditorium benützt wird. Ein kleines Nebengebäude enthält drei Räume für das Museum.

Die Bibliothek, die als Fachbibliothek für die Palästinaforschung gemeint ist, zählt jetzt nach noch nicht dreijährigem Bestehen etwa 1770 Bände. An ihrer Begründung aus den von der Stiftung dafür bereitgestellten Mitteln haben sich die Deutsche Morgenländische Gesellschaft, die Königlich preußische und die Königlich sächsische Akademie der Wissenschaften sowie die Verlagshandlung von J. C. Hinrichs in Leipzig durch dankenswerte Schenkungen beteiligt. Im letzten Jahre bedeutete einen erheblichen Zuwachs die auf den Antrag des Kaiserlichen Konsuls Dr. Schmidt erfolgte Überweisung der „Königlichen Bibliothek" in Jerusalem an das Institut. Diese Sammlung von 591 Bänden hatte König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1847 gestiftet, um „den evangelischen wissenschaftlichen Reisenden behufs der Sprachstudien und der Erforschung Palästinas sowie der angrenzenden Länder in allen Zweigen des Wissens die erforderlichen literarischen Hilfsmittel darzubieten". Jetzt hat unser Institut den seiner Zeit vorauseilenden Gedanken des

geistvollen Fürsten in umfassenderem Maße verwirklicht. Ihm konnte deshalb die im Kaiserlichen Konsulat zu Jerusalem verwahrte Stiftung übermittelt werden. Schon jetzt kann die Bibliothek des Instituts, die auch evangelischen Deutschen und Ausländern statutengemäß offensteht, als eine in Palästina unschätzbare Sammlung von Studienmaterial gelten. Aber noch viele Lücken auf dem Gebiete der orientalischen Archäologie und Kunstgeschichte, sowie insbesondere der Arabistik, sind zu füllen, und Schenkungen von Werken aller Art, welche Vergangenheit und Gegenwart des Orients betreffen, werden jederzeit dankbar angenommen.*)

Das Museum des Instituts, welches Anschauungsmaterial für die Vorlesungen darbieten soll, zählt jetzt im Ganzen etwa 800 Nummern. Es birgt in seiner archäologischen Abteilung eine Sammlung von alten Geräten aus Stein, Ton, Glas und Metall, zumeist Funde aus Gräbern von der vorisraelitischen bis zur arabischen Zeit. Besonders aufgestellt sind die bei dem Bau der Erlöserkirche in Jerusalem gemachten Funde, welche mit Erlaubnis des Kuratoriums der Jerusalemstiftung hierher übertragen wurden. Auch Baurat Schick's Modell der Umgebung der Grabeskirche, sein kleines Modell von Jerusalem und eine in der Entstehung befindliche Münzsammlung gehören in diesen Teil der Sammlungen. Umfangreicher ist die ethnologische Abteilung, in welcher das bäuerliche Haus-, Acker- und Handwerksgerät Palästinas in großem Umfang zumeist in Originalen vertreten ist, sowie auch fast vollständig die Musikinstrumente des Landes. Die naturwissenschaftliche Abteilung besteht gegenwärtig in der Hauptsache aus einem für die weitere Umgegend Jerusalems ziemlich vollständigen Herbar, welches von Oberlehrer Bauer in Jerusalem für das Institut erworben wurde.

Nachdem bei der Schilderung des Bestandes von Bibliothek und Museum der seit 1903 zu dem damals zusammengebrachten Grundstock hinzugekommene Zuwachs miteingerechnet war, ist nun wieder auf die Entstehungszeit des Instituts zurückzugreifen.

Am 31. August 1903 starb unerwartet der um das Inslebentreten des Instituts hochverdiente erste Vorsitzende seines Vorstandes, Wirklicher Geheimer Rat D. Barkhausen. Kurze Zeit vorher hatte er den auf Urlaub in Deutschland anwesenden Vorsteher empfangen, noch in den letzten Tagen eine das Institut betreffende Verfügung unterzeichnet. Das Andenken seiner edeln Gesinnung und seines das heilige Land warm umfassenden Herzens soll im Institut unvergessen bleiben.

---

*) Anmeldungen solcher Schenkungen bittet man an den derzeitigen Vorsteher, Professor Dalman in Jerusalem, zu richten, welcher wegen der Zusendung die erforderliche Anweisung geben wird.

Im Oktober langte der erste Mitarbeiter des Instituts, Professor D. Dr. Löhr von der Universität Breslau, und die ersten beiden Stipendiaten in Jerusalem an, während ein dritter hatte aus Gesundheitsgründen zurücktreten müssen. Damit nahm das eigentliche Leben des Instituts seinen Anfang. Am 15. November geschah die feierliche Eröffnung. Sie trug einen einzigartigen Charakter durch die einmütige Beteiligung der verschiedensten Nationen und Konfessionen. Der griechische, lateinische und armenische Patriarch von Jerusalem, auch der Custos Terrae Sanctae, das Haupt der Franziskaner, hatten offizielle Vertreter zur Feier entsandt. Priester von der École Biblique der Dominikaner, vom französischen, deutschen und österreichischen katholischen Hospiz, die Mitglieder des Amerikanischen archäologischen Instituts in Jerusalem, Vertreter der britischen Kolonie Jerusalems mit ihrem Konsul, jüdische Literaten, arabische Lehrer waren erschienen und mischten sich mit den Vertretern der deutschen evangelischen Gemeinde Jerusalems und der Tempelkolonie. Der Vorsteher des Instituts legte Entstehung und Zweck des Institutes dar und schloß mit einem Weihegebet. Darauf hielt der Mitarbeiter, Professor Löhr, einen Vortrag über „Bibel und Babel", der deutsche Konsul gab der neuen Anstalt freundliche Wünsche zum Geleit und ließ seine Worte in ein Hoch auf den deutschen Kaiser ausklingen. Eine nach der Feier an den hohen Schirmherrn des Instituts gesandte telegraphische Meldung von der geschehenen Eröffnung wurde von Seiner Majestät mit „Dank und besten Wünschen" huldvollst erwidert.

Der Geist, in welchem das Institut fortan arbeiten sollte, wurde in der Eröffnungsansprache vom Vorsteher mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Wir wollen nicht vergessen, daß nur die vom Geist der Offenbarung getragene Wissenschaft imstande ist, dem Fortschritt ihrer Erkenntnis brauchbare Dienste zu leisten, und uns nicht beirren lassen durch die Wünsche derjenigen, welche die Geschichte der göttlichen Offenbarung zu einem bescheidenen Kapitel in der Religionsgeschichte des Orients herabzudrücken bemüht sind. Das Alte Testament ist uns nichts ohne das Neue, aber das Neue bleibt uns untrennbar verknüpft mit dem Alten; und auch im Alten Testament finden wir die Fußtritte des lebendigen Gottes, der in der Fülle der Zeit seinen Sohn sandte. In diesem Geiste soll und will diese Anstalt der deutschen evangelischen Kirche dienen." Die teilnehmende Freundlichkeit, mit der andere Konfessionen und Nationen am Eröffnungstage dem Institut entgegenkamen, soll aber dauernd vergolten werden durch eine ökumenische Gesinnung, die am Orte häufigen konfessionellen Streites eine Burg des Friedens zu bauen bemüht ist.

Die Vorlesungen des Winters 1903/04 hatten zum Gegenstande: Palästinisch-arabische Volkssitte mit biblischen Parallelen

(Professor Dalman), Historische Geographie Palästinas (Professor Löhr) und Neuarabische Lektüre mit Benützung des „Palästinischen Diwan" von G. Dalman (Professor Dalman).

Die Mitglieder bearbeiteten: Die Außenanlagen der sogen. Königsgräber bei Jerusalem (Archidiakonus Lic. Pfennigsdorf), Die Ortschaften und Grenzen Galiläas nach Josephus (Cand. Oehler).

Eine zwölftägige Reise führte durch das Westjordanland bis zu dem nordgaliläischen Safed, ein dreitägiger Ausflug nach dem Jordan und Toten Meer.

Das Frühjahrstrimester 1904, an welchem außer den neugekommenen drei Stipendiaten auch noch Cand. Oehler von der ersten Serie teilnahm, wurde eröffnet durch einen öffentlichen Vortrag über „Kulturelle Unterschiede zwischen Vergangenheit und Gegenwart Palästinas" (Professor Dalman). Die Vorlesungen behandelten: Jerusalem in biblischer Zeit (Professor Dalman), Episoden aus der Geschichte Israels (Professor Löhr), Neuarabische Lektüre (Professor Dalman). Eine Reise von 26 Tagen hatte Petra im edomitischen Lande zum Ziel, auf dem Hinwege wurde das Land Moabs besucht, der Rückweg um das Südende des Toten Meeres genommen. Besondere Umstände veranlaßten noch einen fünftägigen Ritt nach Tell elmutesellim (Megiddo) und den dortigen Ausgrabungen des Deutschen Palästina-Vereins.

Vom Herbst 1904 ab wurde die ursprüngliche Ordnung für die jährliche Entsendung der Stipendiaten dahin geändert, daß dieselben nicht mehr in zwei Serien, sondern alle zugleich, und zwar im Frühjahr, ihre Studienzeit haben sollen. So genießen sie sämtlich den Vorzug, Palästina in der vorteilhaftesten Reisezeit zu sehen. Der Mitarbeiter, welcher nach wie vor im Herbst seine Stellung antritt, hat Gelegenheit, vor der Anwesenheit der Stipendiaten im Lande heimisch zu werden und seine Vorlesung zu rüsten, während der Vorsteher, dessen Tätigkeit ohnedies im langen Sommer mit Hindernissen kämpft, für eigene Arbeit freiere Hand erhält.

Zum Mitarbeiter des zweiten Institutsjahres wurde Professor Lic. Riedel aus Greifswald berufen, der im Oktober in Jerusalem eintraf. Vier öffentliche Vorträge wurden im Frühjahr 1905 gehalten. Das Programm lautete:

20. Februar:	Die Heiligtümer von Petra, Professor Dalman.
27. Februar:	Hieronymus in Palästina, Professor Riedel.
6. März:	Die Wüste Juda, Pfarrer Dr. Schwöbel.
13. März:	Das Jerusalem der Kreuzfahrer, Stadtpfarrer Lic. Volz.

Die Vorlesungen hatten zum Gegenstande: Die historischen Stätten der Umgebung Jerusalems (Professor Dalman), Die Geschichte des Heiligtums von Jerusalem (Professor Riedel), Neuarabische Lektüre mit Benutzung von Oestrup, Contes de Damas (Professor Dalman).

Die Themata der Arbeiten der Stipendiaten waren die folgenden: Beschreibung der Reste alter Bauwerke in el'āzarijje-Bethanien (Divisionspfarrer Fenner), Chirbet eljehūd-Bettīr, die Stätte des letzten Verzweiflungskampfes der Juden (Pastor primarius Zickermann), Das Jerusalem des Pilgers von Bordeaux (Pfarrer Eckardt), Die arabischen Volksschulen Jerusalems (Rektor Eberhard), Die Wüste Juda (Pfarrer Dr. Schwöbel), Das Jerusalem der Kreuzfahrer (Stadtpfarrer Lic. Volz.) Die beiden letzten Arbeiten wurden im Institut öffentlich vorgetragen (s. o.).

Die große Reise dieses Jahres führte in 24 Tagen durch die ostjordanischen Landschaften Belka, Adschlun und Dscholan bis zu den Jordanquellen und durch das Westjordanland nach Jerusalem zurück.

Die Tätigkeit des Instituts in der Zeit, in welcher keine Stipendiaten anwesend sind, ist wie alle gelehrte Arbeit eine stille, nach außen nicht hervortretende, wenngleich die notwendige stete Berührung mit dem Volksleben und die Kenntnisnahme des Landes und seiner Altertümer fordert, daß Vorsteher und Mitarbeiter sich zu Fuß und zu Pferde fleißig tummeln und sich nicht scheuen, mit Beduinen und Bauern aus einer Schüssel zu essen, in Gräber zu kriechen und auf Felsen zu klimmen.

Lebhaft wird es im Institut während des Lehrkurses im Frühjahr. Der große Tisch der Bibliothek ist von fleißigen Arbeitern besetzt. In den Vorlesungen bequemen sich auch „alte Herren", die längst in Amt und Würden stehen, zu fleißigem Nachschreiben und schülermäßigem Übersetzen. Jeden Sonnabend sieht man die acht Herren des Instituts hoch zu Roß oder zu Esel mit flatternden Kopftüchern und wehenden Mänteln über die felsigen Halden Judäas dahinreiten, um auf sechs- bis achtstündigem Ritt die weitere Umgebung Jerusalems kennen zu lernen. Und wie der Zug eines kleinen Beduinenclans ist es, wenn auf der großen Instruktionsreise 21 Menschen und 28 Tiere mit vier Zelten und dem nötigen Hausrat und Proviant sich einmal zur Karawane zusammenschließen. An kleinen und großen Abenteuern fehlt es auf den unebenen Pfaden Palästinas nicht. Wer nie zu Pferde saß, wird hier ungefragt ein ausdauernder Reiter. Ein zugiges Zelt, ein feuchtes Nachtlager, ein störriges oder träges Reittier geben Gelegenheit, Kraft und Gesundheit zu stählen. Der Weckpfiff des Vorstehers vor Sonnenaufgang, auf den lebenslustige Stipendiaten wohl mit Hurra antworten, setzt dem Schlaf zuweilen eine unbarmherzige



Literarische Tätigkeit des Instituts.

Unter dem Titel „Studien aus dem Deutschen evangelischen archäologischen Institut in Jerusalem" sind bisher folgende Arbeiten in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins erschienen:

1. Dalman, Der Paß von Michmas (Mit einer Tafel und einer Abbildung), Jahrgang XXVII S. 161—173.
2. Pfennigsdorf, Die Außenanlagen der sogenannten Königsgräber (ḳubūr es-salāṭīn) bei Jerusalem (1 Tafel und 1 Abbildung), ebendaselbst S. 173—187.
3. Oehler, Die Ortschaften und Grenzen Galiläas nach Josephus (1 Tafel), Jahrgang XXVIII S. 1—26, 49—74.
4. Dalman, Pflügelänge, Saatstreifen und Erntestreifen in Bibel und Mischna, ebendaselbst S. 27—35.
5. Dalman, Getreidemaß und Feldmaß, ebendaselbst S. 36—39.
6. Dalman, Das wādi eṣ-ṣwēnīṭ (1 Tafel und 2 Abbildungen, ebendaselbst S. 161—175.

Sonst sei erwähnt: Dalman, Grammatik des Jüdisch-palästinischen Aramäisch, zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage, Leipzig. J. C. Hinrichs, 1905.





1. Unser Zeltlager an der Jordanbrücke.
(Zu S. 32.)

2. Jarmuk bei elḥamme.
(Zu S. 65.)

3. Wasserfall im wādi essaʿār.
(Zu S. 91.)



Tafel 3.



1. Tempelruine in dscherasch.
(Zu S. 51.)



2. See von Gennesaret vom Ostufer.
(Zu S. 74.)



3. Tempeltor zu ḳadas.
(Zu S. 101.)



Tafel 4.



1. Zyklopenmauer zu irbid.
(Zu S. 58.)



2. Doppel-Dolmen bei kefr jūba.
(Zu S. 60.)



3. See Phiala (birket rān).
(Zu S. 90.)



Unsere Reise um Palästina

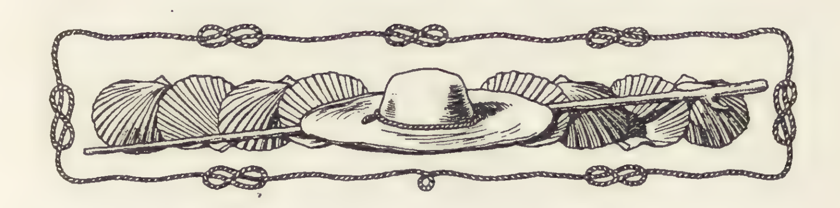
im Frühjahr 1905

gemeinsam beschrieben

von

den sechs Stipendiaten.


Die
Heilige
Neues
Schrift
Testament



1. Über den Jordan.*)

Von Pfarrer R. Eckardt in Windischleuba S.-A.

---

19. **März.** Wir waren unser sieben, die am Morgen dieses Tages von Jerusalem aufbrachen, die sechs diesjährigen Mitglieder des Instituts unter Führung des Mitarbeiters Professor Riedel. Unser Leiter, Professor Dalman, blieb zurück, um am nächsten Tage den Abzug des Trosses der Expedition zu überwachen und mit demselben nachzukommen. Wir gingen voraus, um für einen Besuch des Toten Meeres Zeit zu gewinnen. Der Himmel war trübe, und feiner Sprühregen verfolgte uns ungefähr eine Stunde lang. Wir ritten an der Nordmauer Jerusalems hin, kreuzten das Kidrontal und erreichten bald Bethanien, da unsere Pferde sehr munter waren und eine schnellere Gangart anschlugen, als manchem Reiter lieb war. Zwei von uns, die besonders lebhafte Tiere ritten, waren den übrigen bald weit voraus und entschwanden unseren Blicken, ein dritter blieb auf seinem trägen Gaul weit zurück. So war schon nach einer Stunde die Kavalkade weit auseinandergezogen.

Die Straße nach Jericho strebt dem ṛōr, der Jordanniederung, in vielen Windungen zwischen menschenleeren Gebirgshalden zu und folgt dabei wasserlosen Talzügen, die dasselbe Ziel haben. Wir kamen zuerst in das tiefe Tal wādi elḥōḍ und ritten an der sogenannten Apostelquelle vorüber. Weiter abwärts heißt das Tal wādi essidr, Tal des Sidrstrauches.**) Hier zeigt sich zum ersten Male der Sidr, eine dornige

---

*) Die mit D gezeichneten Anmerkungen sind durchweg vom Herausgeber.

Bei der Transskription arabischer Wörter mag der des Arabischen nicht Kundige d, ḏ und ḍ, t, ṯ und ṭ, z und ẓ, s und ṣ, h und ḥ gleich sprechen, ʿ unausgesprochen lassen. r und ṛ unterscheiden sich wie Zungen-R und Kehl-R, s und z wie scharfes und weiches S. dsch spricht man am besten wie franz. g vor e. D.

**) So nach der Karte von Schick-Benzinger und bei Baedeker. In Wirklichkeit heißt das Tal wādi essikke, während das wādi essidr später nur gekreuzt wird, wie die englische Karte richtig angibt. D.

Rhamnee, der Legende nach das Gesträuch, aus dem Christi Dornenkrone geflochten wurde. Er wächst hier an den Abhängen nur als niedriges Gestrüpp, neben ihm Wolfsmilch und Ginstergebüsch, ebenfalls mit Dornen und Stacheln besetzt. Damit aber der „Wüste“ im Frühjahr auch freundliche Züge nicht fehlen, schmückt sie sich mit roten Adonisröschen und zarten blauen Irideen.*)

Als wir uns nach mehrstündigem Ritte dem Gehöft des chān ḥaṭrūr**) näherten, hatte sich der Himmel aufgehellt und die Sonne brannte heiß. Der Überlieferung nach stand hier die Herberge, die Jesus im Sinne hatte, als er das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählte. Die einsame Umgebung macht jedenfalls das Gleichnis anschaulich. Jesus selbst konnte wohl auch, als er zum letzten Male nach Jerusalem zog, hier an der Mitte des Weges von Jericho gerastet haben. Der Chan ist jetzt leider zu einer modernen Restauration geworden, die der Phantasie die Flügel bindet.

Nach kurzer Rast zogen wir auf der alten Steige Adummim (Josua 15,7; 18,17)***) weiter talabwärts und bogen bald links von der Straße ab in das wādi ḳelt, die schönste Gebirgsschlucht Judäas. Ihren Oberlauf hatten wir schon früher besucht. Auf schwindelndem Ziegenpfade waren wir im wādi eṣṣwēnīṭ an fast senkrechter Wand entlang geklettert, hatten, zwischen dem mannshohen Geröll des trockenen Talbodens uns mühsam durchwindend, die Heldentat Jonathans gewürdigt (1. Sam. 14,4 ff.)†) und im wādi fāra an der fröhlich plätschernden Quelle gesessen, die inmitten der schweigenden Steinwüste frisch grünendes Leben hervorzaubert. Aber der Unterlauf dieser Täler, das wādi ḳelt††), übertrifft jene beiden Schluchten an Erhabenheit. Mehrere hundert Meter tief klaffte unter uns der Abgrund, in dem der wasserreiche Lauf zur Jordanaue hinab-

---

*) Die oft aufgeworfene Frage, welche Blumen Jesus mit den „Lilien des Feldes“ (Matth. 6, 28) meinte, ist damit zu beantworten, daß auf keinen Fall eine Lilienart in Frage kommt, da diese in Palästina selten, eher eine der wundervollen großen Irisarten, welche sich in Galiläa und Ostjordanland finden, am wahrscheinlichsten aber die purpurrote **Anemone coronaria** und **Adonis palaestina**, welche einander ablösend den Schmuck aller Fluren Palästinas bilden. Die Reisenden pflegen beide einander sehr ähnlichen Blumen nicht zu unterscheiden, und auch die Araber fassen sie unter dem Namen ḥannūn zusammen. D.

**) So mit ṭ ist die richtige Schreibung. Baedeker hat irrig hadrūr.

***) Der Weg, nicht die nahe Ruine, wie meist angegeben wird, heißt jetzt noch tal'at eddamm, die „Blutsteige“. D.

†) S. dazu meine Aufsätze „Der Paß von Michmas“; ZDPV XXVII 161 ff. und „Das wādi eṣ-ṣwēnīṭ“, ebenda XXVIII 161 ff. D.

††) Dies ist weder der Bach Krit 1. Kön. 17, 3 noch das „Tal Achor“ Jos. 7, 24, das nach der hebräischen Bezeichnung eine Ebene war. D.

rauschte. Die gewaltigen Felswände auf beiden Seiten schoben sich zu erdrückender Enge nahe zusammen. Und doch wirkte das gewaltige Bild nicht abschreckend. Wenn die Sonnenstrahlen nicht den Weg in den tiefen Schlund finden, dann mögen die Schauer der Unterwelt in ihm brüten. Wir aber sahen das Tal im hellen Sonnenlicht, das sich in alle Falten des gelbgrauen Gesteins schmiegte. Und der Frühling hatte auch diese Wildnis mit Blüten überhaucht. Wo nur an einem abgeschrägten Hange oder an einem Felsvorsprunge sich eine dünne Erdkrume abgelagert hatte, da waren Blumen hervorgesproßt: weißer Asphodill, hellrote Flockenblumen, orangefarbige Skrophularien und silbergrauer Wiederstoß (Statice); aus allen Felsritzen aber lugten Alpenveilchen (Cyclamen) wie fromme Einsiedler aus ihrer Klause hervor. Tierisches Leben war spärlich zu bemerken. Klippdächse und Steinböcke, die in dem Felsenwirrsal hausen sollen, bekamen wir nicht zu Gesicht. Doch huschte über unsere Steige der Hardun, die große palästinische Eidechse, und auf den Felsplatten sonnten sich träge schwarze Skolopendren. Eine Wasserleitung läßt tief drunten, etwa 10 Meter über der Talsohle, ein Gärtchen ergrünen; die Fruchtbarkeit des Landstreifens offenbarte sich im kräftigen Wuchs und üppigen Laube der Bäume. Von dem Gärtchen aus führt über den oleanderumbuschten Fluß eine steinerne Brücke. Hier lagerten wir uns unter schattigen Bäumen, lauschten dem Rauschen des Wasserfalles unterhalb der Brücke und schauten zu dem Kloster empor, das wie ein Schwalbennest an der Nordwand des Tales klebt, zum Teil in eine Höhle hineingebaut, ein Epigone des alten Klosters Choziba. Hatten einst weltmüde Anachoreten in dieser Wildnis Zuflucht vor den Versuchungen des Lebens gesucht, so waren die jetzigen Insassen des Klosters wohl nicht ganz freiwillig in die Einöde gezogen, büßende griechische Mönche sollen hier untergebracht sein. Es gelüstete uns nicht, zu der Siedlung hinaufzuklettern, da wir einige Wochen vorher die viel ausgedehntere von Mar Saba besichtigt hatten. Nachdem wir unser Mittagsmahl beendet hatten, ritten wir am Nordabhange aufwärts. Obgleich alle schwindelfrei, mußten wir doch öfters absteigen, weil der Pfad, der sich in halber Höhe der Felswand hinzog, mitunter zu schmal oder zu steil war. Der Erste von uns geriet sogar in gefährliche Lage; er war auf einer wegähnlichen Felsbank vorausgeritten und sah sich plötzlich am Ende des Trugweges, der so schmal war, daß das Pferd nicht umwenden konnte. Es kostete Mühe, das Tier an dem Abgrunde rückwärts gehen zu lassen, bis es wieder auf dem richtigen Wege war. Trotz aller Schwierigkeiten des Weges genossen wir die Schönheit des Tales mit trunkenen Blicken. Bei jeder Wendung erschlossen sich uns andere Formationen: bald bauten sich die riesenhaften Felsmauern in wunderbar

regelmäßigen Lagerungen senkrecht auf, bald schrägte sich eine Schicht infolge einer Knickung als Deckplatte zum Grunde ab, bald gewahrten wir uns gegenüber rundgeschliffene, in vielen Einrillungen ausgedrechselte Felsen, interessante Werke der Wind-Erosion, bald gähnten uns dunkle Höhlen an. Hier und da hingen Ruinen über dem Bache, der kaum sichtbar in tiefeingeschnittener Rinne brauste. Das wādi ḳelt steht einer kühnen Alpenklamm an großzügigen Bildern nicht nach. An der letzten Wendung schauten wir plötzlich durch die Talspalte auf eine weite Fläche nieder: die Jordanebene lag vor uns und inmitten ihrer gelbgrauen Wüstenei wie ein grüner Smaragd die Oase von Jericho.

Die Ferne war leider verschleiert; breite Dunstschwaden lagen auf den Abhängen der Belka, des Hochlandes drüben über dem Jordan. Die Wetter, die dort brauten, sollten sich in den nächsten Tagen über uns entladen. Da keine Hoffnung auf Fernsicht vorhanden war, gaben wir es auf, noch zum dschebel ḳaranṭal emporzuklimmen, und wandten uns, nachdem wir am Rande des Gebirges eine Strecke nordwärts geritten waren, östlich.

Wir kamen an dem Hügel vorbei, auf dem das alte Jericho gestanden hat, und hatten bald die Sultansquelle erreicht, nach glaubwürdiger Überlieferung der Schauplatz des Elisawunders von 2. Kön. 2, 19 ff. Das Wasser kommt 26° C. warm aus der Quelle, füllt einen kleinen Teich, aus dem es in einen Bach überfließt, und berieselt Gartenanlagen, die sich bis zum heutigen Jericho erstrecken. Zwischen diesen ritten wir an Dornenzäunen dem armseligen Orte zu. Das Dorf Jericho besteht aus elenden Erdhütten, nur einige ansehnlichere Gebäude, mehrere Hotels, ein russisches Hospiz und das Regierungsgebäude ragen dazwischen auf. Selbst in ihrer traurigen Vernachlässiigung zeigen die Gärten um die Ortschaft noch, was für Schätze im Gebiete der alten Palmenstadt schlummern. Neben Orangen- und Limonenbüschen reckt hier der Pisang seine windzerfetzten Wedel, vereinzelte Dattelpalmen träumen von verschwundenen Hainen, der falsche Balsambaum, der zaḳḳūm, trägt seine kleinen ölhaltigen Früchte, wo einst die echte Balsamstaude wuchs. Vom Dach des russischen Hospizes blickten wir noch einmal zurück zu den judäischen Randgebirgen, die wir verlassen hatten, und spähten gen Osten zu der unbekannten Ferne, die uns erwartete; die Abendsonne durchwebte den Dunstschleier über den Bergen mit Goldviolett. Dann saßen wir noch lange unter den hohen Bäumen unsers Hotels, von denen blühende Schlingpflanzen herabhingen. Die Luft war so mild wie in Deutschland an einem lauen Sommerabend; erst gegen 11 Uhr trieb uns die Abkühlung ins Zimmer.

20. März. Heut war unser erstes Ziel das Tote Meer. Ein Beduine aus abu dīs bei Bethanien bot sich uns zum Geleit und Schutze an. Wir trauten auf unsere stattliche Zahl und die von einigen geführten Waffen und ließen den Mann ohne den üblichen Tribut, auf den sein Schech ein gesetzliches Recht zu haben glaubte, wieder heimtrollen. Bald kreuzten wir das Flußbett des wādi ḳelt, hier eine flache Mulde zwischen grünen Büschen, ließen das große Johanneskloster von ḥadschla östlich und gelangten schließlich in eine eigenartige Landschaft. Zahlreiche Hügel von seltsamen Gestalten umstehen tiefe Risse. Hier hat neben dem Sturzwasser des Winters der Wind seine Kinderstube, in der er nach Herzenslust spielen kann. Die Natur hat ihm einen weichen Stoff zum Formen überlassen, ein Gemenge von Mergel, Gips und Salz. Daraus hat er die mannigfachsten Gebilde geblasen, hier einen spitzen Kegel, dort einen runden Turm, dort einen riesigen Sphinxkopf, der auf dünnem Halse sitzt, dort ein Cäsarenprofil, dort eine Statue. Staunend betrachteten wir diese Geschöpfe des Windes und Wassers, und unsere Phantasie folgte willig dem tollen Spiele. In einigen Jahren ist vielleicht alles zur Unkenntlichkeit verändert; das launische Kind zerstört wieder, was es hervorgebracht hatte, und formt sein Spielzeug von neuem.

Je mehr wir uns dem Toten Meere näherten, desto flacher wurde die Umgebung des Weges und desto kahler der Boden. Niedriges Dornengestrüpp von Rhamneen, das schwarzbraune, bohnenförmige Früchte trug, und quelleräbnliche, aber stachelige Salzpflanzen mit fleischigen Blättern hatten bisher unsern Weg umsäumt; nun verschwanden auch diese letzten Vorposten der Vegetation. Der Boden war mit Steintrümmern übersät. Wir standen am Ufer des **Toten Meeres**.

Die Schauerlichkeit der Gegend ist von vielen Beschreibungen übertrieben worden. In den Salzsümpfen der sebcha bei dschebel usdum im Süden, an manchem jähen Absturze der Einfassungsgebirge mag die Umgebung düsterer wirken. Am Nordende jedoch macht der See zwar einen majestätischen, aber durchaus keinen unfreundlichen Eindruck. Wer am Strande einer Nordseeinsel gestanden hat, ist von der Kahlheit des Uferrandes nicht befremdet, und auch die weißen Baumleichen, die das Meer ausgeworfen hatte, erinnern ihn an das Treibholz der heimischen Küste. Die Gewässer selbst, mögen sie auch keine lebenden Wesen bergen, waren nicht tot. Eine frische Brise aus Südwest verursachte lebhaften Seegang; eine starke Dünung stand gegen uns an und brach sich in langgezogenen schweren Wellen am Strande, auf dem wir uns behaglich streckten. Zwei von uns badeten, leider ohne die Probe zu machen, ob das mineralhaltige Wasser sie trüge. Wir andern begnügten uns damit, durch vorsichtiges Kosten uns vom widerlichen Geschmacke des Wassers zu

überzeugen und die Luft einzuatmen, die einen bedeutenden Salzgehalt verriet. Trotz des frischen Windes war die Luft warm, doch waren wir überrascht, daß eine Messung im Sande 44° C. ergab; wir hatten die Hitze nicht lästig empfunden. Das Wasser hatte eine Temperatur von 22,5° C.

Mehrere Stunden brachten wir am Strande zu und ließen das Bild der Landschaft sich dem Auge einprägen. Von menschlichen Siedlungen war am Ufer keine Spur, abgesehen von der Schilfhütte, hinter der unsere Pferde standen. Vor uns hatten wir die graugrüne Wasserfläche, die sich nach Süden zu in der Unendlichkeit zitternden Sonnengeflimmers verlor. Der steile Abfall des judäischen Gebirges im Westen wurde durch den niedrigen Saum der buḳēʿa, der vorgelagerten Hochebene, so maskiert, daß nur einige Gipfel über diese letzte Aufwallung der Erdsenkung herüberschauten. Auch die moabitischen Berge, die wir bisher immer aus der Ferne wie eine lotrechte Riesenmauer gesehen hatten, wichen hier hinter niedrigen Vorbergen zurück, auf denen lang hinziehender Rauch Beduinenzelte kündete.

Gegen Mittag wandten wir uns nordöstlich zum Jordan. Die Mergelsteppe nahm uns wieder auf. Als wir aber weiter nach Osten kamen, sahen wir einen grünen Wall vor uns. Bald ritten wir zwischen Bäumen hin, wie wir sie in Palästina noch nicht gesehen hatten; ihr hellgrünes, zartes Laub war ganz anderer Art als das lederartige Blattwerk der Oliven, Orangen und Oleander. Es waren Weiden und Pappeln; dazwischen hingen zierliche Wedel rötlich blühender Tamarisken. Wie wohl tat dem Auge nach dem Anblick der Öde das frische Grün des dichten Hains! Nach wenigen Minuten sahen wir Palästinas mächtigsten Fluß, den Jordan, scherīʿat elkebīre, „den großen Tränkplatz"*) der Beduinen. In reißender Strömung schossen seine braunen Fluten an uns vorüber. Die Regenzeit hatte ihm von den Gebirgen bedeutende Wassermassen zugeführt, so daß er fast vollufrig war.

Wir befanden uns am Pilgerbadeplatze. Die Tradition sammelt viel Ereignisse an dieser Stelle. Hier gingen die Kinder Israel durch den Fluß (Jos. 3), hier teilte Elia mit seinem Mantel das Wasser (2. Kön. 2,8), hier empfing Jesus von Johannes die Taufe, hier trug Sankt Christophorus das Christkind durch das Wasser. Ob die Taufe Jesu wirklich an diesem Orte stattgefunden hat, läßt sich nicht feststellen.**) Mag Johannes aber

*) Das mag die richtige Übersetzung sein, doch sei bemerkt, daß den Landesbewohnern eschscherīʿa nicht Bezeichnung eines Tränkplatzes, sondern lediglich Eigenname des Jordan ist. D.

**) Sicherer ist, daß der Durchgang der Kinder Israel in der Tat bei der hier befindlichen Furt an dem geraden Wege von den „Steppen Moabs" nach Gilgal und

hier oder weiter oberhalb getauft haben, jedenfalls bietet der Platz einen passenden Rahmen für die evangelische Erzählung, die wir uns hier gut vergegenwärtigen konnten.

Uns überraschte in einem kleinen arabischen Kaffeehaus nicht weit vom Ufer ein deutscher Handwerksbursche, der behauptete, er sei ins Jordantal heruntergewandert um seine Wäsche zu waschen. Ob der Reinlichkeitsfanatismus wirklich so stark war, oder ob die kalten Regentage in Jerusalem ihn in das wärmere ṟōr herabgetrieben hatten, war nicht zu entscheiden. Später ist dieser Mann, ein katholischer Bayer, in Jerusalem aufgegriffen worden, und man fand bei ihm ein Tagebuch, in das er die Ergebnisse seiner Forschungen gewissenhaft eingetragen hatte.

Nicht weit von der Mündung des ḳelt-Baches, den wir hier zum letzten Male sahen, führte der Weg westwärts empor zu der Mergelterrasse, die den Rand des alten breiteren Jordanbettes bildet. Auf der Höhe steht ein zweites Johanneskloster, von den Arabern ḳaṣr eljehūd, Judenburg, genannt. In byzantinischer Zeit zeigte man hier die Grotte Johannes des Täufers; viele Reste altkirchlicher Gebäude sind noch vorhanden. Die steilen Abhänge, die oft unmittelbar über dem Flusse drohen, machen es erklärlich, wie das Volk Israels einst trockenen Fußes herübergehen konnte: wenn die Frühjahrsgewässer die Unterlage weggerissen haben, dann stürzt wohl ein ganzer Hügel ein und verbarrikadiert dem Wasser für viele Stunden den Weg, daß es „oben aufgerichtet über Einem Haufen steht, aber zum Salzmeere zu abnimmt und verfließt." (Josua 3,16). Gott bahnte so seinem Volke im rechten Moment eine wunderbare Straße.

Nördlich vom Kloster ritten wir am Rande der Terrasse nach Norden, ohne einem Pfade zu folgen. Das wellige Gelände, von zahllosen flacheren oder tieferen Schluchten durchfurcht, erschwerte das Vorwärtskommen sehr. Oft mußten wir steile Hügel, die infolge des Regens der letzten Tage schlüpfrig waren, hinauf- oder hinunterreiten, und nicht selten glitten die Pferde aus. Wo aber ebene Flächen zu durchqueren waren, machten wir die üble Erfahrung, daß der scheinbar feste Boden nur aus einer dünnen trockenen Kruste bestand, unter der sich knietiefer Schlamm verbarg. Schritt für Schritt brachen die Pferde ein, so daß wir sehr langsam vorwärts kamen. Endlich sahen wir die festgetretene Karawanenstraße, die von Jericho nach essalṭ führt, und als wir von Süden zu ihr einlenkten, erschien auf einer Anhöhe im

---

Jericho gesucht werden muß. Kriegsheere, Fürsten und Propheten sind gewiß oft durch die wichtige Ost- und Westland verbindende Furt von ḥadschla gegangen. D.

Westen der Leiter unserer Expedition Professor Dalman mit einem Teil der Zeltkarawane. Wir begrüßten ihn freudig und erreichten bald mit ihm an der Jordanbrücke unsern Lagerplatz. — Ein reges Leben entfaltete sich hier in der Wildnis. Unsere Maultiertreiber errichteten die Zelte, deren eines als Küche diente, während in den drei anderen Betten und Eßtisch für uns aufgeschlagen wurden. Bald flatterten von ihrer Spitze deutsche und türkische Flaggen, drinnen wurde man überrascht von den in bunten Farben nach ägyptischem Stil gezierten Wänden. Ejjūb, der Koch, saß am eisernen Herde vor brodelnden Kesseln, vom greisen Mūsa, dem Küchengehilfen, emsig bedient. Chalīl, Mūsa's jüngerer Bruder, Oberkellner, Zeltdiener und im übrigen unentbehrliches und unermüdliches Faktotum, deckte den Tisch. Sieben Maultiertreiber und drei Pferdeknechte, nämlich der Pferdevermieter Jasīn selbst und seine beiden Söhne Bedr und 'Ezzāt sorgten mit mehr oder minder Eifer und Lärm für ihre elf Pferde, sieben Maultiere, neun Esel, — eine stattliche Karawane, wenn einmal alles zu langem Zuge vereint war.

Die Umgebung unseres Zeltlagers darf Anspruch auf genauere Schilderung machen.*) Seltsam geformte Mergelhügel umzirkeln eine halbkreisförmige Ebene, die von spärlichem Graswuchse überzogen ist; im Osten wird sie vom Uferdickicht des Jordans begrenzt. So steht man inmitten eines natürlichen Amphitheaters, das für große Volksversammlungen Raum bietet; auch die Akustik erwies sich als günstig. Johannes der Täufer konnte für seine Bußpredigten keine gigantischere Kirche finden. Auch landschaftlich ist das Bild überaus reizvoll. Der klare Aufbau der Landschaft fesselt schon durch seine festen Umrisse das Interesse. Durch kräftige Farbenkontraste wird die Charakteristik noch schärfer. Die schroffen Hänge der Hügelkette, wie ein ungeheuerer Hohlspiegel auf den Beschauer gerichtet, strahlen das aufgefangene Sonnenlicht in blendendem Weiß aus; vor ihnen liegt der blumengestickte Teppich der graugrünen Steppe; der Hain am Flusse bringt saftiges Grün in vielfacher Abtönung hinzu.

Noch anziehender aber erschien dieser seltsame Erdwinkel, als wir nach dem Abendessen aus dem Hauptzelte traten. Es war Vollmond. Über dem Höhenrande dämmerte Silberdunst, während die Tiefe unmittelbar unter den Hügeln im dunkelsten Schatten lag; aber aus dieser Finsternis glühten wie Raubtieraugen die Feuer der Beduinen, die mit ihren Herden im Windschutze der Steilhänge lagerten. Aus ihren Rohrhütten tönte die leidenschaftliche Klage der Hirtenflöte, immer dieselbe Melodie wiederholend: erst ein sehnsuchtsvoller Aufsprung in der

*) S. Tafel 2, Abbildung 1.

kleinen Terz, dann ein hoffnungsloses Hinabgleiten in düsterem Moll. Bald setzten auch andere Stimmen ein. Im Jordangebüsch schlug in schmerzlicher Brunst die Nachtigall, drunten rauschte der Strom, in den Baumwipfeln flüsterte der Nachtwind, auf den Höhen schrillte das grelle Heulen der Schakale, dumpf dröhnte das Stampfen der angebundenen Pferde, und von dem Gebirge Gilead herüber hallte ferner Donner — welch eine Symphonie voll greller Dissonanzen und doch von großartiger Schönheit! Wir schliefen in dieser Nacht nicht viel, da das Wüstenkonzert immer von Neuem einsetzte, aber seine Wildromantik war ein paar Stunden gestörten Schlafes wert.

21. März. Gegen Morgen hörten wir leisen Regen auf unsere Zelte rieseln; doch hielt er nicht lange an. Aber als wir ins Freie traten, zeigte sichs doch, daß der Boden sehr schlüpfrig geworden war. Unsere Gepäckkarawane erhielt Weisung, in essalṭ mit uns zusammenzutreffen; wir brachen mit unserem arabischen Diener Chalil, dem die Fürsorge für unser kaltes Mittagbrot oblag, und einem Pferdeknecht auf. An der hölzernen Jordanbrücke mußten wir lange warten. Es kamen gerade drei große Schafherden herüber, und wegen des Brückenzolles mußten die Tiere gezählt werden. So kamen sie einzeln in endloser Reihe von der Brücke herabgetrottet. Eine einzige Herde, die wir zählten, hatte 530 Stück.

Endlich war die Geduldsprüfung überstanden und die Brücke frei. Wir fanden auf dem linken Jordanufer zunächst ähnliche Bodenverhältnisse wie auf dem rechten. Doch waren die Mergelflächen hier nicht so breit wie drüben. Nach kurzer Zeit erstiegen wir eine höhere Terrasse und sahen vor uns weite fruchtbare Felder, Ablagerungen des Gebirges Gilead, dem wir entgegenritten. Leider brach bald wieder ein Gewitter los, heftiger als in der Nacht zuvor, und rauschender Regen, der mit wenigen Unterbrechungen den ganzen Tag uns verfolgte, gab uns unerwünschte Gelegenheit, die Dichtigkeit unserer Mäntel zu erproben. Die ungewöhnlich lang andauernden Winterregen des wasserreichen Jahres blieben fortan im ganzen Ostjordanlande unsere Begleiter.

Wir ritten am stark angeschwollenen Bache des wādi nimrīn nach Osten und durchwateten eins seiner Rinnsale, kurz bevor wir in nordöstlicher Richtung in das Gebirge einbogen. Zwischen Beduinengräbern zog sich der Weg noch eine kurze Strecke am Bache hin. Rechts ragte die Höhe tell nimrīn (Beth Nimra 4. Mose 32,3). Ein tiefeingeschnittenes Tal öffnete sich unsern Blicken: das wādi scha'ēb*), der Oberlauf des wādi nimrīn. Zu beiden Seiten stiegen hohe Berge an; auf der Nordseite endete

*) Eigentlich schu'ēb, auf den Karten irrig scha'īb. D.

die Berghalde in einer schroff abfallenden Wand, während sich die südlichen Berge schräg abdachten. Der Charakter dieses Tales war grundverschieden von dem des wādi ḳelt. Dort ein aufklaffender Riß, hier eine ziemlich ebenmäßige Senkung; dort hohe, meist kahle Felsmauern, hier Berglehnen mit üppigstem Pflanzenwuchs. Welche Fülle der Frühlingsvegetation war hier ausgebreitet, so weit das Auge schweifte! Am häufigsten war der blaurote Boretsch, sodann die ebenfalls zu den Boragineen gehörige Cerinthe mit weißen, gelbgesäumten Blüten und zartgrünen, auf der Unterseite blaubereiften Blättern. Dazwischen standen prachtvolle Lupinen mit himmelblauen Schmetterlingsblüten, schwarzviolette Irideen von Faustgröße, Riesenfenchel, die selbst Reiter überragten, Ginsterbüsche, ganz in den Schnee weißer Blüten eingehüllt. Alpenveilchen und Anemonen fehlten selbstverständlich auch nicht. Selbst der andauernde Regen vermochte uns die Freude an diesem Farbengedichte des Frühlings nicht zu verleiden. Und da waren auch einzelne Eichen von Gilead! Allerdings die stolze Höhe und die mächtige Krone des edelsten deutschen Waldriesen hatten sie nicht, sondern erreichten hier nur die Größe des Weidenbaumes. Aber der knorrige Wuchs bekundete ihre Zugehörigkeit zur Sippe Quercus.*) Ihre jungen Blätter gleichen denen unserer Buche; werden sie jedoch älter, so wandeln sich die weichen Zähne des Blattrandes in harte Spitzen.

Stundenlang ritten wir zwischen der Überfülle blühender Bergkräuter hin, ohne einem Menschen zu begegnen. Am Bache drunten standen ein paar Mühlen, aber sie waren verödet. Nur hoch droben an einer Lehne des nördlichen Gebirgsabhanges waren schwarze Beduinenzelte hingeschmiegt, daneben weidete eine kleine Rinderherde. Im Altertume, als der Stamm Gad hier wohnte (4. Mose 32, 33 ff.), der sich diese Ländereien wegen seines Viehreichtums erkoren hatte, ist wohl die Üppigkeit der Triften besser ausgenutzt worden.

Gegen Mittag kamen wir zu einer geräumigen Höhle, in der wir zu rasten beschlossen. Unser Diener zündete Feuer an und stellte den Theekessel darüber. Als wir uns eben niederlassen wollten, bemerkten wir, daß unser Pferdeknecht Bedr, ein sehr kurzsichtiger Mensch, nicht bei uns war. Da wir fürchteten, es könnte ihm ein Unglück zugestoßen sein, machte unser Leiter sich auf, ihn zu suchen. Schließlich bestieg noch Chalil ein Pferd und kam nach langer Zeit mit Professor Dalman zurück, aber ohne den Pferdeknecht. Die Wartezeit war nicht angenehm verstrichen. Wir hatten das Feuer mit nur halbdürren Brennstoffen, die wir in der Höhle zusammengesucht hatten, mühsam unterhalten; dichter Rauch durchschwehlte unsern Zufluchtsort, so daß wir oft ins Freie eilen

*) Es ist die immergrüne Quercus coccifera. D.

mußten, um aufatmen zu können; draußen aber prasselte wolkenbruchartiger Regen. Endlich konnte das Feuer gelöscht und die Mahlzeit eingenommen werden. Dann mußten wir uns beeilen, um essalṭ vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen. Wir begaben uns auf das rechte Ufer des Baches und ritten am Berghange nach Norden, immer aufwärts steigend; viele Windungen des Tales waren zu umgehen, ehe wir in seinen Oberlauf, wādi essalṭ genannt, eindrangen. Gärten mit Weinreben und Feigenbäumen bekundeten die Nähe der Stadt, und am Bache brausten zahlreiche Mühlen; in großem Bogen sprühte das Wasser vom Mühlrade über den Weg. Dieser führte mehrere Male quer durch den Bach. An einer Kreuzung fanden wir die Furt nicht, und unsere beiden vordersten Reiter hatten infolgedessen ein nasses Abenteuer; das Pferd des einen geriet bis an den Leib ins Wasser, der Esel unseres Dieners aber rutschte mit den Vorderbeinen so jählings in eine tiefe Stelle, daß der Reiter kopfüber ins Wasser schoß; völlig durchnäßt kletterte er ans jenseitige Ufer. Ein Anderer hatte nicht weit davon an einer tiefen Schlucht ein übles Erlebnis: sein Hengst war nicht von der Stelle zu bringen, weil drüben ein Beduine auf einer Stute hielt, und ging, als er angetrieben wurde, bäumend und bockend rückwärts. Schon war er mit den Hinterbeinen ein Stück die Schlucht hinabgeglitten, als unser letzter Reiter ankam und ihm ein paar tüchtige Hiebe versetzte. Da ging es im gestrecktem Galopp vorwärts. Noch eine Wendung, dann wurde essalṭ sichtbar, und der Anblick des Zieles sowie erneute Wolkenausschüttung trieb alle zu schnellem Ritte. In wilder Jagd galoppierten wir unsern Zelten zu, die schon aufgerichtet waren. Wir waren an diesem Tage von 371 m unter dem Meeresspiegel zu 835 m darüber aufgestiegen.

Die Abenteuer des Tages waren noch nicht zu Ende. Als wir in unsere Zelte eintraten, ergab es sich, daß der Regen durchgedrungen war und auch die Betten durchnäßt hatte; der Boden glich einem Sumpfe. So mußten wir uns nach einer andern Nachtherberge umsehen. Sie fand sich in dem neuen Hospiz der lateinischen Mission, in dem wir freundlich aufgenommen wurden. Vermißten wir in der Nacht auch schmerzlich unsere reinlichen Betten, so waren wir doch wenigstens im Trocknen. Den verlorenen Pferdeknecht hatten wir im Chan entdeckt; er war an unserer Höhle unbemerkt vorübergeritten und behauptete, er sei naß gewesen und habe sich möglichst bald trocknen wollen.

Am 22. und 23. März folgte noch immer Guß auf Guß in kurzen Pausen, sodaß wir in essalṭ gefangen waren. Wir hatten die Absicht gehabt, von hier aus den nahen Hoseaberg, arabisch dschebel ōschaʿ, (1096 m) zu besteigen, aber sein Haupt blieb in dichte Wolkenmassen

gehüllt. So hatten wir überreichlich Zeit essalṭ kennen zu lernen. essalṭ*) ist eine rätselhafte Stadt. Unerklärt ist ihr Name — man leitet ihn meistens vom lateinischen saltus, Bergwald, her —, unbekannt ihre Herkunft und Geschichte. Die fugengeränderten Quadern der ansehnlichen Burgruine, die durch gewaltige Felsengräben geschützt ist, scheinen auf Bauten in römischer Zeit zu deuten. Merril**) erzählt, daß man bei Grundlegung einer Kapelle auf ein vollständiges Bad stieß und unter anderen Häusern profilierte große Steine, Säulen und Teile von Mosaikfußböden fand. Das macht es sehr wahrscheinlich, daß schon in der römischen Zeit hier eine ansehnliche Stadt gestanden hat. Aber wie hieß sie? Daß Ramoth Gilead nicht hier gelegen hat, steht schon deshalb fest, weil die Umgebung von essalṭ keine Gelegenheit zur Verwendung von Kriegswagen bot, wie sie bei Ramoth Gilead auffuhren. 1. Kön. 22. Auch Gadara kommt für essalṭ schwerlich in Betracht, da die Identität von mkēs und Gadara für gesichert gelten kann. Vielleicht war essalṭ das Hyrkanium, das in den Kämpfen der letzten Makkabäer mit den Römern und mit Herodes eine bedeutende Rolle als fester Platz spielte, und dessen genauer Platz nirgends angedeutet wird.***)

Das heutige essalṭ, der Sitz des Käimmakāms der Belka, liegt auf dem steilen Absturz zweier Berge und im Tale zwischen ihnen. Man sieht es der eng ineinander gebauten Stadt nicht an, daß sie 12 000 Einwohner umschließt. Die meisten sind Muhammedaner; uns interessierte besonders, daß sich hier die stärkste arabische Protestantengemeinde des Orients (300 Seelen) unter englischer Pflege befindet. Daß viele Bewohner von Beduinen abstammen, zeigt die Schlankheit ihrer Gestalten und der edle Schnitt ihrer Gesichter.

In der Mitte der Stadt entspringt eine starke Quelle, eine zweite tritt weiter unten im Tale zu Tage. So gibt es viel Wasser, dessen Güte gerühmt wird. In der Umgebung wird vorzugsweise viel Weinbau getrieben, vortreffliche Rosinen werden produziert, wie wir selbst erprobten. Man verwendet viel Sorgfalt auf die Zubereitung, die Weintrauben werden in einen Korb gelegt und in diesem in eine Mischung von Öl und geklärter Lauge getaucht, in der Sonne getrocknet, wieder etwas angefeuchtet und wieder getrocknet. Dieses Verfahren, durch das weiche und glänzende Rosinen gewonnen werden, wird etwa 2 Wochen fort-

---

*) Der Poststempel lautet arabisch und französisch salṭ ohne Artikel. D.

**) East of the Jordan 284 ff.

***) Josephus nennt gewöhnlich Alexandrium, Hyrkanium und Machaerus zusammen. Das erstere ist vielleicht auf dem ḳarn ṣartabe zu suchen, das letztere ist mukaur (oder genauer ḳaṣr elmeschnaḳa nach G. A. Smith. Freilich kommt für Hyrkanium auch ʿarāḳ el-amīr in Frage. D.)

gesetzt. Weniger angenehm war den Meisten von uns der Geschmack des Traubenhonigs (dibs) und des nach arabischer Weise hergestellten Weins, eines trüben, süßlichen Getränkes.

Bei dem Kaimmakam (Landrat) machten wir einen Höflichkeitsbesuch; in seiner Abwesenheit empfing uns der Steuerkommissar des Distrikts mit der Höflichkeit und Würde, die dem Orientalen eigen ist, in einem größeren Zimmer des dürftigen Regierungsgebäudes. Während der arabisch geführten Unterhaltung wurden Zigaretten herumgereicht. Allmälig floß der Gesprächsstoff nur noch spärlich, aber der Beamte ließ uns nicht gehen, bis wir den üblichen Kaffee bekommen hatten, und wir hatten genügend Zeit, das Bildnis Sr. Majestät des Sultans, den einzigen Schmuck des Raumes, ehrfurchtsvoll zu betrachten. Endlich konnten wir uns verabschieden. Im Hofe standen die Strafgefangenen hinter einem Gitterfenster und bettelten uns an. Am Nachmittage desselben Tages machte uns der Vertreter des Kaimmakams seinen Gegenbesuch in unserer Herberge, aber ohne uns anzutreffen. Gegen Abend kam auch der Postmeister, dem wir vormittags allerhand Postsachen eingehändigt hatten. Er hatte ein doppeltes Anliegen. Erstlich wollte er photographiert sein, was aber wegen des sehr trüben Wetters nicht möglich war; und dann wünschte er die von uns mitgebrachten Ansichtspostkarten zu sehen, da wir am Morgen einige aufgegeben hatten. Die Bilder interessierten ihn höchlichst, und wir befürchteten deshalb, er werde mit den aufgegebenen Karten seine Wohnung schmücken. Aber die türkische Post ist besser als ihr Ruf; die Karten sind sämtlich angekommen, nur waren sie von essalt bis nach Jerusalem 3 Wochen unterwegs.

Im Hospiz hatten wir uns inzwischen behaglicher eingerichtet. Unsere eigenen Betten waren aufgeschlagen, und im großen Empfangszimmer hielten wir das Feuer eines kleinen Öfchens in Brand, an dem wir uns wärmten, — es war recht kalt geworden — unsere durchnäßten Sachen trockneten und übrigens dabei einiges recht Unentbehrliche verbrannten. Sehr behaglich befand sich unser Troß, der die Tage mit holdem Nichtstun im warmen Pferdestalle verbrachte, und auch unser Koch freute sich, daß er in der Klosterküche seine Künste entfalten konnte, anstatt mit den Schwierigkeiten der Zeltküche zu kämpfen. Um so kläglicher war die Existenz unseres Musa und zweier Soldaten, welche die nassen Zelte zu bewachen hatten.

Alles mögliche wurde versucht, um die Zeit unserer Gefangenschaft nutzbringend auszufüllen. Wir besahen die stattliche neue Kirche unserer Gastfreunde, deren grellbunte Fenster sie mit dem Geschmacke ihrer Gemeindeglieder entschuldigten, und spielten ihnen zu ihrer Freude auf dem guten Harmonium vor. Dann durchwanderten wir die kleinen

Marktstraßen der Stadt und machten die sonderbarsten Einkäufe. Einige stiegen zur Burgruine hinauf und bewunderten ihre gewaltigen Felsengräben. Andere besuchten Schule und Kirche der englischen Mission und machten die Bekanntschaft eines deutschsprechenden arabischen Lehrers. Dieser wackere Mann, den wir sehr schätzen lernten, nahm sich unser freundlich an, erzählte uns allerlei, besorgte Einkäufe und erteilte Liebhabern arabischen Schreibunterricht. Er vermittelte uns auch den Zutritt zu Fellachenhäusern, mit deren Bewohnern er befreundet war. Es war interessant, die große Bedürfnislosigkeit dieser von der Kultur noch kaum berührten Stadtbewohner kennen zu lernen, zumal es sich dabei um eine Wohnsitte handelte, welche für die Bauern des südlichen Palästina typisch ist.

Das untere Gelaß, das sein spärliches Licht nur durch die Türöffnung erhielt, war für Vieh und Ackergerät bestimmt. Einige Stufen aufwärts gelangten wir in einen dunklen Raum, an dessen Wänden große Getreidebehälter aus Lehm angebracht waren. Wir stiegen noch einige Stufen empor und waren in dem wohlgeordneten und sauberen Wohnraume der Familie. Die Hausfrau, eine hochgewachsene Bäuerin mit auffallend schönem Gesichte, das nur durch die blaue Tätowierung der Lippen entstellt war, empfing uns mit dem sicheren Anstande einer hochgeborenen Dame. Ihr Gatte zeigte uns mit gerechtem Stolz die hübschen Stickereien und Strohflechtarbeiten ihrer fleißigen und geschickten Hände. Die Einrichtung des Zimmers war äußerst einfach. Der Boden war teilweise mit Matten bedeckt. Stühle gab es nicht; zum Sitzen war eine Fensternische durch einige Kissen besonders hergerichtet. Die Matratzen und Decken, die in der Nacht zum Schlafen auf dem Boden ausgebreitet werden, waren in einer Nische untergebracht, die von einem Vorhange verhüllt wurde. Aus Lehm gebaute Etageren mit vielen Fächern enthielten Töpfe und Schüsseln. Lächelnd zeigte uns die Frau den einzigen Löffel, der in der Wirtschaft vorhanden war. Ein tragbares tönernes Kohlenbecken verbreitete behagliche Wärme. An der Wand hing als Pionier europäischer Kultur eine kleine Petroleumlampe, und Bilder der griechischen Königsfamilie, die uns die griechisch-katholische Konfession der Hausbewohner bekundeten, bildeten den Zimmerschmuck.

Die wichtigste und während der Regentage von essalt unendlich oft wiederholte Beschäftigung war der Blick nach dem Barometer und den treibenden Wolken, deren scheinbar unendliches Naß die Geduld auf harte Proben stellte und schließlich den Humor der Verzweiflung zu poetischen Ergüssen begeisterte. Langsam schlich die Zeit, aber als verloren galt sie uns nicht.



2. Im Lande Gilead.

Von Rektor O. Eberhard in Zarrentin, Mecklenburg.

---

24. März. Die bange, erwartungsvolle Frage: „Reiten wir?" ist endlich um 9 Uhr morgens nach langem Hin und Her von unserem Leiter mit „Ja" beantwortet, und wie auf einen Zauberschlag entspinnt sich ein lebhafter Verkehr zwischen unserer klösterlichen Ruhestätte und dem schräg gegenüberliegenden Chan, wo Pferde und Leute untergebracht sind. Um ½ 11 Uhr sind unter dem üblichen Lärm der Mukaris (Maultiertreiber) die Vorbereitungen soweit getroffen, daß wir aufbrechen können. Unser nächstes Ziel ist die alte römische Ruinenstadt dscherasch, die wir im Laufe des kommenden Tages zu erreichen hoffen; für heute ist mit der Zeltkarawane errummān als Nachtquartier verabredet.

Fröhlicher ist wohl selten ein Zug aus der „Waldstadt" geritten als wir; trotz drohender Wolken hing uns der Himmel voller Geigen, denn die Gefangenschaft hatte ein Ende, und reizvolle Bilder aus Natur und Geschichte, die uns im Kerker manchmal wie Trugbilder hatten entschwinden wollen, rückten greifbar näher. Was Wunder, daß sich unsere Freude nach Landesweise in Pistolenschüssen Luft machte, und wir unsere Tiere wacker ausgreifen ließen! Bald setzte freilich die Bodenbeschaffenheit dem frischen Traben ein Ziel, mühsam klettern die Pferde über Geröll und geneigte Felsplatten den steilen Pfad bergan. Auf der Paßhöhe entschädigt ein weiter, schöner Blick für die gehabte Mühe, links steigt breit und gewaltig der dschebel ōscha' auf. Dann geht es wieder bergab; der Weg führt im „Feigental", im wādi ḳuṭṭēn*) entlang. Immer mehr belebt sich die Umgegend, zu dem Fruchtbaum gesellen sich Waldbäume, dichtes Gebüsch verdeckt den Felsboden, und wuchernde Schlingpflanzen versperren geheimnisvoll den Zugang zum Dickicht. Hier ist es, wo die dichtende Volksphantasie die „Räuberquelle" ('ēn elḥarāmijje)**) sucht, die wir zwischen Wald und Busch und Gestein plätschern hören. Und fast möchte man aus leichtem, fröhlichem Herzen das alte Räuberlied aus dem deutschen Reichskommersbuch anstimmen:

> Es gibt kein schöner Leben
> Als — das Räuberleben
> In dem dustern, dustern Wald!

Denn Wald, schöner Wald, des alten Gilead würdig, baut sich zu beiden Seiten des Weges auf. Das erregt unser Interesse im höchsten

---

*) wādi abu ḳuṭṭēn sagt man hier. D.
**) Mir wurde die Quelle 'ēn elmajjite genannt. D.

Grade. Den Blumenflor, der auch hier die Mutter Erde deckt, kannten wir schon, auch die knospenden Sträucher, vom Frühlingskuß gerührt, hatten uns schon hier und da freundlich grüßend den Hut gestreift. Aber solch schönen Baumschlag, kräftige Eichbäume, dichtes Unterholz, rotstämmige Erdbeerbäume, hatten wir in diesem Umfang noch nie bei einander gesehen, alle Hänge sind grün und laben das Auge. Wir erleben im kleinen einen Vorschmack von dem Gefühl,, das wir später bei der Rückkehr in die Heimat hatten: der erste schöne deutsche Wald, maigrün und tauduftig, — o, wie ging darüber das Herz auf in einem kaum gekannten Entzücken!

Um so schmerzlicher empfinden wir die Lücken in diesem Waldbestande. Sie schauen uns wie Fragezeichen an, auf die wir keine Antwort wissen. Denn die Tscherkessenaxt räumt unbarmherzig unter dem Holze auf, ihr Feuer brennt mutwillig ganze Strecken nieder, um den Weg zu schön gewachsenen Stämmen zu gewinnen, und an Aufforstung denkt niemand.

Es war ein schönes Reiten im grünen Walde, im Geleit eines schönen Bergzuges, von dem der Name Gilead noch heute nicht verschwunden ist.*) Manch Scherzwort flog zwischen uns und unserem allezeit munteren Diener Chalil hin und her. Aber der Wald nimmt ein Ende, und nach einer halben Stunde reiten wir in das Dörflein errumēmīn ein. Als ein Christendorf steht es bei Baedeker verzeichnet, aber wenig christlich verhielten sich die Bewohner bei unserem Durchritt, als sie dem Letzten von uns Steine und Schimpfworte nachwarfen. Doch wir wollen das zu ihrer Ehre auf das Konto der unverständigen Jugend setzen, die bei unsèrer Ankunft auf den platten Dächern der armseligen Hütten staunend in Reih und Glied Spalier bildete.

Ein steiler Abstieg führt zur Furt des wādi errumēmīn. Es ist meist wasserreich und hat ein starkes Gefälle, mein Mantel wird beim Durchgang noch von den Wellen benetzt. Aber wie belebend wirkt solch Wässerlein in einem dürren Lande! Das ist mir nachher noch einmal so recht auf die Seele gefallen, als uns bei dem Ritt von sebastie nach nāblus ein plätschernder Mühlenbach seitlich der Fahrstraße geleitete. „Lebendiges Wasser", ja, wer das immer hätte für Leib und Seele!

Auf der Höhe jenseit des wādi machen wir Mittagsrast. Die Mukaris sind natürlich nicht zur Stelle, wenn man sie braucht, und so bindet jeder sein Pferd, so gut er kann, an einen Baum oder schlingt den

*) Der biblische Name „Gebirge Gilead" umfaßt die jetzigen Landschaften Belka und Adschlun. Da das „Gebirge" durch den Jabbok in zwei völlig geschiedene Teile getrennt wird und in Wirklichkeit zwei Gebirgsgruppen darstellt, ist der alte, einheitliche Name wohl durch eine politische Konstellation entstanden, bei welcher die Stadt Gilead die Hauptrolle spielte. D.

Zügel um einen schweren Stein. Dann breitet Chalil den Eßteppich aus, baut für seinen hochverehrten „Professor Dalman" den Ehrensitz aus zwei oder drei harten Steinen und macht sich ans Theekochen. Wir aber freuen uns des schönen Platzes, an dem wir lagern, zu Füßen das Flüßlein, das rauscht, als ob ein gewaltiger Wasserfall zu Tal stürzte, umsäumt von haushohem Oleandergebüsch, durch das wir uns vorhin mit den Tieren mühsam hindurchgedrängt haben. Ich habe mich oft im stillen verwundert und es unserm Leiter Dank gewußt, daß er nicht blos vor unserer Reise bei der Ausrüstung der Expedition für unser leibliches Wohl so umfassend gesorgt hatte, sondern daß er nun auch Tag für Tag bei der Mittagsrast dem Auge etwas zu bieten wußte. Das war ein doppeltes Genießen, oder doch zum mindesten ein vertiefter Genuß.

Nach dem Frühstück begann für die Pferde der angenehmere Teil des Tages. Ein richtiger Fußweg, breit und bequem, führt auf der Höhe nach errummān, während uns tief unten das grüne Tal begleitet. Den Weg haben die Turkomanen, die von der Regierung dort angesiedelt sind, für ihre zweirädrigen Karren angelegt. Wir besahen am nächsten Morgen in einem Turkomanenhof solch eine Karre, sie ruht auf zwei hohen der ganzen Breitseite nach mit Blech beschlagenen Holzscheiben, welche die Räder vertreten, vorne spitzt sich das Deichselwerk zum Anspann für die Kühe schräg zu. Es ist wie ein Dogcart ursprünglichster Art.

Aber noch sind wir nicht in errummān; zuvor gibt es noch mancherlei zu sehen und zu überstehen. Am Wege liegen mehrere Steinkreise (Cromlechs)*), die aus dem verschwenderisch verstreuten Steinmaterial zusammengetragen sind und ein kreisrundes Stück Erde etwa in der Größe eines Zimmers abgrenzen. Oft ist auch die Mitte durch einen Steinblock gekennzeichnet, oft ist der 3 bis 4 m lange Durchmesser als Steinlinie in den Kreis hineingelegt. Die Gelehrten sind sich über die Bedeutung dieser Cromlechs nicht einig. In der Regel stellt man sie mit den Malsteinen („Menhirs") und den Steintischen („Dolmen") zusammen und mißt ihnen uralte kultische Bedeutung zu. Aber wenn diese den Menhirs auch wohl kaum abzusprechen ist, so steht sie doch hinsichtlich der beiden andern Arten von Steindenkmälern in Frage. Uns schien es wahrscheinlicher, daß diese Steinkreise Gräber bedeuten, die auch aus einer späteren Zeit, etwa dem Mittelalter, stammen könnten. Es liegt dann dieselbe Bestattungsweise vor, die wir noch heute bei den Beduinen geübt finden. Auf dem Rückwege vom Kloster Mar Saba über den

*) Einer der Steinkreise an diesem Wege ist längst bekannt und auch bei Baedeker verzeichnet; ich entdeckte mehrere, die anderwärts zu beschreiben sind. D.

dschebel muntār hatten wir z. B. ganz ähnliche Steinlagen getroffen, die nur die Bedeutung frischer Gräber haben konnten. Wir können also in diesen Cromlechs mittelalterliche Arabergräber vermuten, und die Gräber, welche durch besondere Steinlinien ausgezeichnet sind, könnten wohl die Totenstätten angesehener Schechs sein, denen der dankbare Stamm ein ehrendes Andenken setzte.

Bei der Besichtigung dieser Spuren einer früheren Kultur führten wieder einige der Gäule ihren Lieblingstric auf. Statt sich aus dem weichen Sturzacker, auf dem manche der Kreise lagen, herauszuarbeiten, zogen sie es vor, sich ganz hinzulegen und ihrem wohligen Gefühl durch ein fröhliches Wälzen auf der rotbraunen Erde Ausdruck zu geben. Der Reiter kam auf diesem Wege sanft, aber sicher zu Boden, wenn er nicht der Absicht des Tieres durch ein paar tüchtige Hiebe in die Flanken zuvorgekommen war. Dies Wälzen tat dem churdsch (der Satteltasche) und dem Pferde gleich gut. Jenem wurde der Inhalt gerüttelt, gedrückt, auch wohl zerbrochen, und mit dem Pferd vollzog sich eine seltsame Metamorphose: aus dem Schimmel wurde ein Rotfuchs, aus dem Schwarzen ein Falber.

Noch einmal geht es auf die Höhe, dann steigen wir, d. h. der Vortrab, zum wādi salīḥi herab. Hier warten wir und schmücken Hüte und Pferde mit weißblühendem Ginster. Schon wollen wir zu dem von Schlingpflanzen umrankten Wasserfall herabsteigen, den wir tiefer unten rauschen hören, da werden wir durch der Mukaris lärmendes Geschrei zurückgerufen. Jasin, der Obermukari, behauptet, wir seien auf falscher Fährte, wir suchen ihm durch Karte und Reisehandbuch das Gegenteil zu beweisen, es wird ein großer Aufstand mit recht arabischer Umständlichkeit. Jasin redet schließlich von zwei rummān in dieser Gegend, und behauptet, die Zelte seien nach dem andern gegangen. Wir vermuten eine große Gaunerei, die er mit den Maultiertreibern von der Karawane ausgeheckt hat, um die Tagestour abzukürzen. Indessen, was hilft es! Dieses Mal, aber auch nur dies Mal, müssen wir in der Überzeugung von unserem Ziel abzukommen, ihm folgen, in der Hoffnung, nun wenigstens zu unsern Zelten zu gelangen. Wir reiten rechts ab auf die Höhe, wir reiten still, wir reiten stumm, unser Ingrimm löst sich erst, als Jasin nach anderthalbstündiger Führung plötzlich erklärt, er habe sich geirrt, wir seien verkehrt geritten. Da gilt es, auf dem kürzesten Wege quer durch das felsige Gelände, den alten Pfad wiederzugewinnen. Das gelingt denn auch mit Einbuße einiger Stunden.

Inzwischen ist es kühl und dunkel geworden, aber wir reiten wieder auf gefahrlosem Wege, zur Linken ragen in der Ferne aus dem Mondnebel die Häupter des Garizim und Ebal heraus; ein Gruß aus

Samaria, und ein Fingerzeig für die Weiterreise. Die letzte Wegstrecke wird, wie wir und die Pferde es häufig hielten, im Galopp zurückgelegt. Dann hinauf auf die Höhe von errummān, aber — wo sind die Zelte? Keiner gibt Antwort, keiner weiß es, mit den Turromanen können wir uns kaum verständigen, da nur die wenigsten von ihnen arabisch sprechen. Wir spähen in das Tal hinab, um vier weiße Pünktlein aus der Dämmerung hervorzuzaubern, wir erheben die Stimme: „jā ejjūb, jā mūsa“, und wie die Zeltleute alle heißen, aber da ist keine Stimme noch Antwort. Jasin, der Schuldbedrückte, und der rossekundige Kollege vom chinesischen Kriegsschauplatz, klettern nochmals im Dunkel in das Tal hinab, um die Zelte an dem Wege nach dscherasch, den wir morgen zurücklegen werden, zu suchen, aber — kein Schuß bringt zu dem Vorsprung hinauf, auf dem wir harren und frieren, die verabredete Kunde: Heurékamen. Seltsames Spiel des Schicksals! So sind wir wohl zu dem heutigen Ziel, aber nicht zu unseren Zelten gekommen. Was nun? Der Schech hat uns schon vorher, als wir noch draußen herumstanden, die offizielle Dorfgastfreundschaft angeboten. Die Männer von errummān, die nun wohl vollzählig zuhauf sind, haben uns die Pferde abgenommen, die Hunde haben sich ausgekläfft und mit unserer Anwesenheit ausgesöhnt, so treten wir denn zu Vieren in das Haus des Schech ein, während die übrigen Gefährten — ganz gegen Landessitte — erst an zwei Türen klopfen müssen, um Herberge zu finden.

Ein kleiner Viehhof führt zum Gast- nnd Empfangsraum, der Schech hockt beim Feuer am Boden. Wir grüßen ihn bei unserem Eintritt: „lēltak sāʿide“ („deine Nacht sei glücklich“), und lassen uns auf dem fußhoch aufgemauerten Estrich, der mit Matten und Teppichen belegt ist, nieder. In dem Augenblick grüßt er uns wieder mit Wort und Handbewegung, und wir erwidern nochmals seinen Gruß — so will es die Sitte. Alsdann entspinnt sich ein lebhaftes Gespräch; die erste Frage, die uns hier und bei späteren Gastrollen immer wieder vorgelegt wird, ist die nach dem Stande des russisch-japanischen Krieges. So spürt man den Wellenschlag der Zeitgeschichte im fernsten Palästinadörflein, das Interesse ist wohl dadurch gesteigert, daß die Russenpolitik der Bevölkerung dort so sichtlich auf den Leib rückt. Darauf folgen Erkundigungen über den Krieg des Sultans in Südarabien, zu dem gerade in allen Dörfern Palästinas Soldaten ausgehoben werden. Dann wendet sich das Gespräch deutschen Verhältnissen zu. Wie die Hauptstadt Deutschlands heißt, ob es dort viele Muhammedaner gibt u. a. m., wünscht der greise Turkomane zu wissen. Nachher verschwindet er, und ein junger Bursche, wohl sein Sohn, hockt bei uns nieder und zählt uns die Bissen in den Mund.

Der Raum ist nur dürftig, von Lehmwänden eingeschlossen, wie alle Bauernhäuser im Lande. Aber das Reisigfeuer auf dem Boden, für das sogar eine Art primitivsten Kamins mit Abzug angebracht ist, macht ihn unter unsern Umständen ganz behaglich; die Glut wird von einem der Mukaris auf die einfachste und doch erfolgreichste Weise wieder angeblasen: er nimmt sein loses Untergewand in beide Hände, weht damit hin und her und facht die Flamme wieder zu lichtem Brande an.

Aber wo kommt der Mukari her? Wir überschauen gerade die knappen Vorräte, die unsere vier Churdsche aufweisen, greifen einander mit etwas Cakes und Schokolade unter die Arme und finden uns leichteren oder schwereren Herzens in unser Los, dem Angesichte des Institutskoches und mit ihm den leckeren Freuden der Hauptmahlzeit für heute zu entsagen, — da ertönt draußen Lärm, wir hören Schellenläuten, eine Stimme ruft sogar „Hurra"; die Zelte sind da. Und die Lösung des Rätsels? Die Leute hatten vermeintlich einen besseren Weg als wir gewählt, der sich aber als lang und schlecht erwies. Die Freude war auf allen Seiten gleich groß; am meisten freuten wir uns darüber, daß wir nun nicht, wie weiland Saul, am nächsten Tage auf die Suche nach den verlorenen Eselinnen zu gehen brauchten. Auf das Aufschlagen der Zelte und die Herrichtung einer warmen Mahlzeit verzichteten wir, die Leute waren ehrlich müde, dazu war es stockdunkel, und der Mond ging erst nach 10 Uhr auf. Wohl aber machten wir uns unser Lager durch die Matratzen aus den Bettpacketen behaglicher und versüßten uns unser Abendbrot durch eine köstliche und mit Recht so beliebte Zunge aus Ejjubs Blechdosenvorrat. Wir sandten auch den vermeintlich hungernden Kollegen von diesem Leckerbissen, aber sie hatten bereits an echt arabischem chubz und leben (Brot und Sauermilch), das ihnen ihr Wirt gereicht hatte, das Menschenmöglichste getan.

Nach dem Essen arrangierten wir uns zur Nachtruhe. Ich bemühte mich mit großem Eifer aber geringem Erfolg, ein viereckiges Loch — vulgo Fenster, mir zu Häupten in der Wand, durch das die nächtliche Märzluft hereinströmte, mit churdsch und Kissen zu verstopfen, der Oberkollege versuchte, den erhöhten Estrich noch durch einen besonderen Bau für seine Beine zu verlängern, Chalil gesellte sich als fünfter zu uns in den engen Raum, und dann schlief ich in Mantel und Decke einen erquickenden Schlaf, vom Zugwind und vom nächtlichen Kleinkrieg ungerührt.

25. März. An diesem Morgen sind wir 1/2 7 Uhr marschfertig, der Kaffee ist im Vorhof auf einer Kiste eingenommen, die Pferde stehen gesattelt, aber vor 8 kommen wir nicht fort. So haben wir Zeit genug, uns die Turkomanen nochmals im Tageslicht anzuschauen. Sie sind

natürlich Moslemen, von Smyrna eingewandert, wie uns unser Schech erzählte. In der Lebensweise nähern sie sich den Beduinen, die ja auch anfangen, vom Nomadenleben zur Seßhaftigkeit überzugehen. Aber eine malerische Stammestracht haben sie sich erhalten. Statt des weiten Untergewandes der Araber tragen sie Kittel und Hosen, beides von derbem blauen Waschstoff, wie wir ihn wohl zu Küchenschürzen nehmen. Der Kittel ist kurz, wie ein Bolerojäckchen unserer Damen, die Hose weit und faltig, sie weist hinten einen mit Ehrfurcht erfüllenden Hängeboden auf. Die Konsulatskawassen tragen ja wohl im Schnitt eine ähnliche Tracht, wenn auch viel reicher, aber hier schleppt der Hosenboden fast bis zu den Füßen. Das gibt ihren Bewegungen etwas Umständlich-feierliches. Zwischen Hose und Kittel schaut das weiße oder weißgewesene Hemd hervor, darüber liegt eine bunte Schärpe. Unter der offenen Jacke tragen sie eine Weste mit ganz schmalen farbigen Längsstreifen, weißen, roten, blauen, gelben, grünen. Auch die Glasknöpfe an der Weste wechseln in blau und weiß, das Ganze ist so farbenfreudig, so modern im gutem Sinne, wie es nur der unverdorbene Geschmack eines Naturvolkes oder der wiedererwachende Natursinn eines Kulturvolkes erfinden kann. Vervollständigt wird die Tracht noch durch eine Art Fez, und, darum gewunden, einen roten Schal auf dem Kopfe. Eigenart und Geschmack verrät auch die Bauart vieler Häuser mit einer offenen Hallenfront.

Dies bunte Bild können wir am Morgen nachdrücklichst auf uns wirken lassen. Denn das ganze Dorf, wenigstens die Männer und Knaben, ist auf den Beinen und bietet uns „Antika" an, meistens alte abgegriffene Münzen; und auch die Frauen, die Haus und Vieh zu besorgen haben, werfen dabei manch neugierigen Blick nach unserm Sammelplatz. Selbst unser Schech ist von der allgemeinen Aufregung angesteckt, doch weiß er seine Würde soweit zu wahren, daß er auf dem Anger des Dorfes niederhockt und von da aus, die Wasserpfeife rauchend, würdevoll die weitere Entwicklung verfolgt. Da kommt ein langer Schwanz von Turkomanen angezogen, in der Mitte Professor Dalman, was gibt es? Das suchende Auge unseres Leiters hat auf einigen alten Steinen, die jetzt in die Dorfhütten eingebaut sind, allerlei altertümliche Zeichen entdeckt, und er späht nun nach weiteren Spuren. Die Eingeborenen gehen ihm dabei zur Hand; das Gefundene wird vermessen, abgezeichnet und ins Sammelbuch eingetragen, möglichst auch photographiert. Das erregt bei den Dorfleuten natürlich höchstes Interesse und staunende Verwunderung. Es sind interessante Funde, namentlich die Bilder eines Stiers und eines Fisches, die auf dem einen Stein eingehauen sind. Auf zwei anderen findet sich die gleiche Inschrift, legio buchstabieren wir heraus,

indem wir den Schnitten mit dem Finger folgen*). Unwillkürlich vollzieht sich eine Kombination mit dem nahen Stein, auf dem sich eine Art Mühlespiel eingehauen findet — haben hier die römischen Soldaten gelagert, die sich die Zeit mit dem Würfelspiel vertrieben, wie wir's uns auch bei dem freigelegten alten Straßenpflaster unter der Niederlassung der Zionsschwestern in Jerusalem denken müssen? Halb im Boden liegt auf einer anderen Stelle ein gewaltiger Felsblock, der eine aus Kreisen und Radien kunstvoll zusammengesetzte Rosette aufweist. Vergeblich suchen wir ihn loszurütteln und aufzurichten; die Turkomanen stehen dabei nnd rühren keinen Finger. Sie sind mißtrauisch oder ängstlich geworden, sie möchten uns jetzt gerne von ihren Häusern und Höfen fernhalten.

Um 8 Uhr reiten wir auf dem Wege nach dscherasch zu Tale. Wir halten uns gestern und heute so ziemlich auf gleicher Höhe, nachdem wir von essalṭ (835 m ü. M.) 250—300 m gefallen sind. Das schließt natürlich nicht aus, daß wir manchen An- und Abstieg zu nehmen haben, wie ihn z. B. heute der Übergang über den nahr ezzerḳa, den biblischen Jabbok, darstellt. Zunächst führt der Weg an verkrüppeltem Walde vorbei, den das Turkomanenbeil so zugerichtet hat. Dann senkt sich die Landschaft zum zerḳa-Tal, während drüben im ʿadschlūn die Berge wieder aufsteigen; auf dreiviertel der Höhe grüßt durch die klare Luft auch unser Ziel herüber, das alte dscherasch, rechts darunter wird das neue mit Tscherkessen besiedelte Dorf sichtbar. Das Flußbett ist, von der Höhe gesehen, durch hohes Oleandergebüsch verdeckt. Beim Abstieg wird der Lauf sichtbar, schmutzig braun und gelb schlängelte sich in der grünen Einfassung das zu anderen Zeiten klare Wasser des „Blauen Flusses" dahin.

An der Furt entwickelt sich ein geräuschvolles Treiben, unsere Zeltkarawane ist im Begriff hinüberzugehen. Wir treiben die Pferde an, um sie einzuholen und dies interessante Bild aus der Nähe zu betrachten. Der zerḳa ist an sich nicht tief, die Regengüsse der letzten Tage haben aber sein Wasser angeschwellt und verbreitert, er steht heute an Breite dem Jordan wenig nach. Da hat der Übergang für die Lasttiere seine Schwierigkeiten. Drei der Treiber stehen hochgeschürzt bis an die Hüften im Wasser und treiben die hochgepackten Tiere durch Zuruf und Stockschläge in der schrägen Furtrichtung durch den Strom. Lustig tönen die Glocken am Halse, wenn sie das andere Ufer erreicht haben. Mitten im Flusse bietet sich ein ergötzliches Schauspiel. Da steht auf einem Stückchen Kies und Geröll, das aus dem Flußbett hervorragt, mit seinem

*) errummān zeigt Reste aus arabischer, griechischrömischer und noch weiter zurückliegender Vorzeit. Es mag ein altes Rimmon gewesen sein, über dessen Existenz und Geschichte aber garnichts bekannt ist. Über die hier gesehenen Skulpturen gedenke ich in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins zu berichten. D.

Esel der treffliche Ezzat, der jüngste aber hoffnungsloseste der Mukaris, und heult wie ein Schloßhund. Diesmal war es nicht der gewohnte Kommandoton, der ihm den Mund auftat, sondern wirkliche Angst. Er traut sich nicht durch das reißende Wasser, fürchtet vielleicht auch für sein Eselchen. Wir sind schadenfroh genug, uns an seinem Angstgeschrei zu weiden, und auch die Leute im Flusse scheinen sich der Lektion zu freuen und lassen ihn zappeln, ehe sie ihn auf den Schultern ans rettende Ufer tragen. Aber kaum ist der Boden wieder sicher, so wird dieser unverbesserliche arabische Taugenichts von 13 Jahren wieder der großmäulige Herr. Wir haben beim Durchgang auch die Hacken hochgezogen, um nicht naß zu werden; einem der Gefährten widerfuhr im Strom die bekannte Eisenbahntäuschung; ihm war, als stünde das Wasser still und er schwämme mitsamt dem Pferde in der Stromrichtung davon.

Allmählich hat sich alles auf dem Wiesenhang jenseit des zerḳa gesammelt. Noch ein Blick rückwärts, dann geht es die Höhen hinauf, wir sind auf 240 m gefallen und haben nun 340 m wieder zu ersteigen. Aber die Gedanken haften noch an dem Jabbok des alten Testaments. Weiter abwärts, dem Jordan zu, beim Ausgang ins breite ṛōr ist die Jakobsfurt, dort kämpfte der Patriarch unter Tränen mit dem Engel und siegte (1. Mose 32,22 ff, Hos. 12,4 f). Ursprünglich hatten wir dort über den Fluß gehen wollen, aber die Furt wäre nach den Güssen der letzten Tage und den Schilderungen der Araber wahrscheinlich noch schwerer passierbar gewesen als unsere weiter oben gelegene. Doch wir dürfen uns wohl den Übergang der Herden und Leute dort vor viertausend Jahren ganz ähnlich denken, als wir ihn soeben erlebt haben. Hier sprach Jakob sein goldenes Wort: Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast" (1. Mos. 22,10), und dies Bekenntnis löst auch in uns Pilgern vom heiligen Lande ähnliche Gefühle der Beugung und des Dankes für unverdiente Güte aus.

Blühende Tulpen zwischen hartem Gestein laden am Wege zum Pflücken, aber man kann sie mit der Hand nicht erreichen. Allmählich wird das Bergland eintöniger, die regellosen Konturen gehen in sanfte Höhenlinien über, rechts auf der Höhe bleibt das kleine moslemische Dorf und Heiligtum nebi hūd liegen, das seinem Heiligen einen Ruf als Irrenheilstätte verdankt. Vor uns in der Ferne steigt ein eigenartiger Bau auf, der das Interesse erregt; als wir näher gesprengt sind, erkennen wir eine dreigeteilte Torruine, wir stehen vor dem Triumphtor des alten dscherasch.

Wie soll ich dich beschreiben, du alte reizvolle Römerstadt, du Perle des Ostjordanlandes, du Zeugin glanzvollen, längstvergangenen hellenistischen Lebens?

In der Bibel kommt der Name der Name der Stadt nicht vor, und über ihrer Geschichte liegt das Dämmerlicht so matt und fahl wie über manchen der Plätze im Ostjordanland. Vielleicht ist sie eine Gründung aus den Zeiten Alexander des Großen, gewiß hat sie die Makkabäerkämpfe und später den großen Freiheitskampf der Juden geschaut, ihre Blütezeit fällt in das zweite nachchristliche Jahrhundert. Aus dieser Zeit stammen auch die glanzvollen Bauten, die vor uns aufragen. Ein paar Jahrhunderte hindurch behauptet sie sich noch als eine der größten und festesten Städte im Ostjordanlande; dann beginnt mit den Einfällen der Araber der Zerfall, und die Stadt bleibt ein Trümmerhaufen, bis vor noch nicht 30 Jahren durch die Ansiedlung der Tscherkessen neues Leben entstand. Aber nicht zum Heil der Ruinen. Dr. Schumacher, der seine umfassenden Dscheraschstudien in der „Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins" niedergelegt hat, schreibt darüber i. J. 1895: Es bietet sich „hier ein Bild der Zerstörung, dort ein anderes des Aufbaues, ein armseliges Schmarotzerleben, das sein Dasein aus den Trümmern vergangener Zeiten gewissenlos fristet. Diese Tscherkessenkolonie besteht aus etwa 200 (jetzt wohl 3—400) Hütten mit kleinen und größeren Gehöften und Stallungen; nur selten erblickt man die mißtrauischen Einwanderer, die durch die Gnade des Sultans an diese Stelle versetzt sind und sich eifrig bemühen, dem steinigten, aber fruchtbaren Boden Getreide abzugewinnen, den schönen nachbarlichen Eichenwald schonungslos niederzuhauen und niederzubrennen und die Stämme als Bauholz in dem baumlosen Hauran zu verfeilschen, in den Ruinen von dscherasch nach Münzen und Goldschmuck zu wühlen, sich Inschriftsteine zu sichern, Steinbilder in ihrer fanatischen Weise zu zerschlagen und dem durchziehenden Reisenden das Gewonnene mit finsterem Blick gegen bare Münze abzugeben. Sollte diesem systematisch betriebenen Zerstörungswerk durch Eingaben wissenschaftlicher Vereine an die maßgebenden Heimatsbehörden nicht Einhalt geboten werden können?" Wie wir hörten, ist seitdem ein Erlaß erschienen, der den Kolonisten den Raubbau verbietet, aber es fehlt dem mudīr des Dorfes an den nötigen Machtmitteln, den Erlaß streng durchzuführen.

Die Ortslage von dscherasch wird durch die Talmulde des wādi dscherasch, des Chrysorrhoas der Römer, bestimmt. Während der Mauerzug der stolzen Römerstadt in der Hauptsache das höhere rechte Ufer umkränzte, liegt das Tscherkessendörflein ausschließlich auf dem linksseitigen, dem Ostufer, zwischen beiden fließt in der Senke plätschernd der

Bach. Mit ihm ziemlich parallel läuft auf der linken Seite die Dorfstraße von Norden nach Süden, sie mündet auf den sûḳ, den Markt, dessen Läden weit netter und sauberer aussehen, als die von essalṭ. In gleicher Richtung, aber noch höher gelegen, läuft auf der andern Seite des Tales die alte via triumphalis, die Hauptsäulenstraße. Sie führt vom Nordtor bis zum Forum und ist recht eigentlich der Lebensnerv der alten Stadt, an den sich alles andere angliedert.

Doch wir lassen nach dieser allgemeinsten Orientierung vorderhand die Bauten innerhalb der verfallenen Stadtmauer und kehren zu dem Prachtbau im Süden der Stadt, dem Triumphtor (jetzt bāb ʿammān), zurück. Die mittlere Wölbung ist fast doppelt so hoch und so weit als die Seitentore, zwei Säulen fassen sie ein, die über der Basis prachtvolles Akanthuslaub aufweisen. Über den Bogen der Seitentore sind viereckige Nischen angebracht, die zur Aufnahme von Statuen dienten. Auffallend soll die Ähnlichkeit mit dem Trajansbogen in Rom sein, sowohl was die Gesamtwirkung als auch die künstlerische Detaillierung anbetrifft; man nimmt deshalb als Bauzeit wohl mit Recht die Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts an.

Gleich westlich schließt sich eine umfassende Anlage an das Tor, die Naumachie und Zirkus in sich eint. Hier spielten sich die Schiffsschlachten und die Tierkämpfe ab, die zu jener Zeit mit zu dem täglichen Brot gehörten. Vier steinerne Sitzreihen sind noch erhalten, von denen man die Spielplätze überblicken kann; nach Schumachers Berechnung fanden etwa 4000 Menschen hier Platz. Der Zirkus ist mehr wie ein Theater angelegt, seine Arena 2,50 m tief, die daran anschließende Naumachie rechteckig und um 9—12 m vertieft. Gegenwärtig ist viel Sand in beiden angeschwemmt, auf dem fröhlich die Saat grünt. Eine Reihe von Schleusentoren füllte bei Bedarf den Kampfplatz für die Schiffe mit den Wassern des Chrysorrhoas, ein unterirdischer Aquädukt, der jetzt zum Teil freigelegt ist, leitete sie von seiner höher gelegenen Quelle herbei.

Wir schreiten etwa 300 Meter auf der Straße vom Triumphtor durch das zerfallene Südtor zum Forum und treten damit in den eigentlichen Stadtbezirk. Hart an der südlichen Mauer wenige Schritte links vom Tor liegt auf einer kleinen Anhöhe, wie die Akropolis der Stadt, ein Tempel, von hier hat man einen großartigen Blick über die ganze Anlage; Forum und Säulenstraße heben sich in ihren gewaltigen und doch so maßvollen Formen heraus. Die Zella steht noch, sie ist einfach aber edel gehalten, mit Wand- und Eckpfeilern verziert, während draußen Nischen angebracht sind. Ringsherum lief eine Säulenreihe, von den etwa 40 Säulen steht noch eine einzige, alle anderen sind eingestürzt, der Boden ist mit Quadern bedeckt.

Wenige Meter weiter lehnt sich das große (oder südliche) Theater an die Stadtmauer, es ist eines der besterhaltenen, die wir aus alter Zeit besitzen. Es ist in Halbkreisform angelegt, quer vor das Halbrund der aufsteigenden Sitzreihen legt sich die Bühne mit den Nebenräumen. Sie ist mit Trümmern bedeckt, die 32 Sitzreihen dagegen sind wohlerhalten. Sie sind feinsinnig so angelegt, daß sich das Theater gegen die Stadt öffnet, das Auge des Zuschauers umspannte also mit einem Blick Bühne und Bauten der Stadt, das Schauspiel hatte den denkbar imposantesten Hintergrund. Der größte Durchmesser des Theaters beträgt fast 90 m, die Höhe 19 m, 4500 Zuschauer fanden in ihm Platz. — Die Pracht des Gebäudes kann man nur noch erraten, drei Portale mit reich gegliederten Wandnischen und korinthischen Säulen führten zur Szena. Respekt und Erstaunen ob der Kunst der Alten erweckt dagegen noch heute die vorzügliche Akustik, welche dieser gewaltige Schalltrichter aufweist. Zwei der Gefährten führten sie uns vor. Der eine zitierte in leisem Gesprächston Homerverse und Chöre aus der griechischen Tragödie, ganz deutlich verstanden wir oben auf unsern luftigen Sitzen ein jedes Wort. Geradezu gewaltig aber klang es zu uns herauf und hub unsere Herzen höher zum blauen Himmel, als der andere mit erhobener Stimme das niederländische Dankgebet anstimmte: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten". Da haben wir an dem Sonnabend-Abend in diesen alten Theaterruinen eine andachtsvolle Vorsonntagsfeier erlebt.

Nun geht es zum Forum hinab. Es ist ein von 56 jonischen Säulen eingefaßtes weites Halbrund, das sich nach unserer Seite öffnet. Die meisten der Säulen stehen noch aufrecht und sind gut erhalten, oben sind sie durch Gebälk verbunden. Ein imposanter Anblick, wiewohl die Wirkung dadurch ein wenig beeinträchtigt wird, daß die Säulen mit ihrer Basis im Boden stecken.

Nach Nordosten ansteigend, zieht sich von hier etwa 800 m lang und 12—13 m breit, die Hauptsäulenstraße. Rechtwinklig wird sie von zwei parallelen Querstraßen geschnitten, die steil zum Bache hinabführen. An den Schnittpunkten steht je ein Tetrapylon, eine durch vier mächtige Pfeiler gebildete Säulenhalle. Die Kuppel ist gestürzt, die Pfeiler ragen noch und haben in ihren Nischen Statuen getragen. Alle drei Straßen sind auf beiden Seiten im Abstand von gut 3 Metern mit Säulen flankiert. Das ergibt für jede Reihe der Hauptsäulenstraße etwa 260, für beide Reihen zusammen 520 Säulen. Welch glanzvolles Bild muß dieser Säulengang in alter Zeit gewährt haben! Welcher Abglanz vergangener Pracht und Herrlichkeit lagert noch heute über der Stätte, aus der 71 Säulen wohlerhalten aufragen! Sie sind meist durch Architrave verbunden und haben so den Umsturzversuchen stärker getrotzt; die

übrigen sind gefallen, gewaltige Naturkräfte müssen wohl einmal an ihnen und den andern Prachtbauten fürchterlich gerüttelt haben, und Menschenhand setzt in neuester Zeit das Zerstörungswerk fort. Die Tscherkessen sprengen sie mit Pulver und wälzen sie dann den Abhang hinab ins Dorf. Die Säulen wechseln im Straßengefälle in der Höhe und auch im Stil. In der Mitte der Straße herrscht der korinthische Stil, nach den beiden Enden zu der jonische. Dort sind die Säulen mit ungemein edlem Akanthuskapitäl und attischer Basis geschmückt, hier ist die Wirkung etwas plumper.

Wir folgen der Straße über zerstreute Quadern, gesprengte Säulentrommeln, gestürzte Kapitäle hinweg aufwärts zum Nordtor. 200 Schritte nördlich vom ersten Tetrapylon erheben sich, etwas hinter die linke Säulenreihe zurückgebaut, die Reste einer großen Wasserkunst, die edelste Bildhauerarbeit aufweisen. Ein wirres Quaderfeld liegt jetzt davor aufgehäuft, doch sind von dessen Höhe noch Bassin und Abflußlöcher für die Fontäne sichtbar.

Diese Fontäne liegt von der südlichen Querstraße auf halbem Wege zu den Propyläen des Sonnentempels. Sie bilden den Aufgang zu der hohen, umfassenden Tempelterrasse, und wenn sie auch größtenteils heute in Trümmern liegen, so lassen sie doch noch die Pracht der ursprünglichen Anlage wohl erkennen. Die Außenfläche des Portals weist Wandpfeiler und Nischen in korinthischem Stil auf, der Torbogen ist herabgestürzt. Reicheren Schmuck, ja edelste Ornamentik bietet die Innenseite dieses Baues. Zwei Seitenpilaster stützen ein Gesims mit feinem römischen Fries, ein kleiner Giebelbau trägt kostbaren Skulpturenschmuck, Ornamente, Statuettchen, Giebelblumen und allerlei kunstvolles Blattwerk. Er erhebt sich über einer viereckigen Nische, deren Oberbogen in eine Muschel ausrundet und mit Perlstäben fein gegliedert ist.

Durch die Propyläen steigt man zu der Terrasse empor, auf der sich, weithin sichtbar, als das höchstgelegene und glanzvollste Monument der alten Stadt der Sonnentempel*) erhebt, noch heute ein Wahrzeichen von den benachbarten Bergen. Die Terrasse mißt 160 m in die Länge und 105 m in die Breite, 260 Säulen flankierten wahrscheinlich in Doppelreihen diesen kolossalen Tempelplatz. Nur 5 Säulen stehen heute noch, von den anderen ragt höchstens der Stumpf in die Luft. In der Mitte dieses Säulenhofes steht abermals auf erhöhtem Unterbau, der Tempel. Er ist ein Prostylos, d. h. nur die Vorhalle ist mit Säulen geschmückt. Diese 12 Säulen, in Reihen zu 6, 4 und 2 angeordnet, bilden eigentlich den Glanzpunkt. Neun sind erhalten, sie „stehen in alter

*) S. Tafel 3, Abbildung 1.

Schönheit, großartig imponierend, wie kein anderes Bauwerk in dscherasch, durch ihre gigantischen und doch edlen Verhältnisse inmitten der Trümmerwüste". Zwei andere sind der herrlichen korinthischen Kapitäle beraubt, eine Ecksäule ist ganz eingestürzt. Diese Säulen sind fast 14 m hoch, sie überragen nicht blos die 56 des Forum, sondern auch die 520 der Hauptstraße, welche nur 6—9 m Höhe haben, um ein gewaltiges.

Das weite Tempeltor, durch das man in die Zella trat, ist eingestürzt; die beiden Längswände sind durch je 6 hohe Nischen gegliedert; die Hinterwand ist mit einem Bogen überwölbt, der wohl einst das Götterbild barg. Das Innere ist größtenteils verschüttet, auch die Treppen, die seitlich von der Rückwand ins gewölbte Souterrain führen, sind durch Quadern gesperrt, andere Treppen scheinen die Verbindung mit den oberen Galerien hergestellt zn haben. Auffallend sind an den Innenseiten der Wände die vielen kleinen Dollenlöcher; sie lassen kaum eine andere Erklärung zu, als daß die Mauern früher mit Marmor oder anderem Material belegt waren.

Weiter nördlich treffen wir das zweite Tetrapylon, von hier führt die zweite Querstraße, die Theaterstraße, nach Westen zu dem nördlichen Theater. Obwohl es etwas kleiner ist als das andere — es mochte wohl 1200 Personen fassen, — bewegt es sich doch auch in großartigen Verhältnissen und wirkt imposant. Die Sitzreihen und auch das Foyer sind vorzüglich erhalten, die Bühne dagegen völlig verschüttet.

Das sind die Bauten, die wir an jenem Sonnabend Nachmittag vorzugsweise betrachtet haben. Man findet noch weitere Reste, zwei Tempel, eine Kirche, zwei Basiliken, zwei Nekropolen, die wohlerhaltenen Thermen. Aber zum eindringenden Studium gehören hier Monate. Wir begnügen uns damit, einen lebendigen Eindruck von dem Glanz und der Pracht spätrömischen Lebens empfangen zu haben. Gewiß sind in Baalbek, vor dessen Bauten wir auf der Heimfahrt standen, die einzelnen Ruinen gigantischer, die Steine kolossaler, aber es fehlt das Bild einer ganzen hellenistischen Stadtanlage, das sich uns hier in überraschender Vollständigkeit bietet.

Eigenartige Gedanken und Gefühle bewegten uns, als wir über die Trümmer der Vorzeit dahinwandelten, an Säulenstümpfen und Quadersteinen, an gestürzten Architraven und Kapitälen, an umgefallenen Postamenten und Altären vorbei, die oft noch mit deutlich lesbarer Inschrift in griechischer Sprache gezeichnet waren. Fast 100 Inschriften hat auf dem Trümmerfelde von dscherasch der Franzose Germer Durand gesammelt. Wie ein Anachronismus kamen wir uns in dieser Umgebung vor, erschien uns der Tscherkessenwächter in seiner Papacha, der pelzbesetzten Mütze, und dem Beschmet, dem schweren Rock, der hier und da

über einer Trümmerstätte auftaucht, um die Ruinen vor unserer Hand zu schützen! Ein bitterer Hohn! Möchte er doch bei sich nnd seinen raublustigen Stammesbrüdern anfangen, wie wohl, ja wie not würde solch Schutz den Ruinen und Gräbern tun! Die Krüglein und die anderen Grabgeräte, von denen man uns Mittags bei Tisch einen ganzen Korb zu Kauf anbietet, sind sicherlich daher entnommen! Die Leute sind besonders aufdringlich und unverschämt. Vormittags um 11 Uhr, bei unserer Ankunft, kostete die Apfelsine 1 Piaster (etwa 15 Pf.); als wir abends um 6 Uhr von der Ruinenstätte durchs Dorf heimkehrten, ist der Preis auf 1 Beschlik (= 45 Pf.) gestiegen! Dazu sei bemerkt, daß wir in Tiberias wenige Tage darauf 3 Apfelsinen für 5 Pf. gekauft haben. Am Mittag war die Hitze recht lästig, das Thermometer stieg an diesem 25. März bis zu 35° R. Am Nachmittag jedoch kam sie unseren Betten zugute, mit denen gestern ein Maultier ins Bachtal abgestürzt war. Das hatte sich dreimal überkugelt und war dann unversehrt weitergegangen, aber die Bettstücke waren durchnäßt. So lassen wir sie vor unserem Rundgang auf dem Lagerplatz zum Trocknen ausbreiten. Unsere Zelte sind dem Nordtor gegenüber, östlich vom Flusse, aufgeschlagen, ganz dicht bei der primitiven Wassermühle, die im Tal das Korn mahlt. Drüben breitet sich das hohe Ruinenfeld aus, hochragende Säulen von der Hauptstraße und ein Teil des nördlichen Theaters grüßen herüber. So wars vielleicht kein Traumbild, sondern halb Wirklichkeit, wenn uns in dieser Nacht gigantische Säulen voller Ebenmaß winkten, zwischen denen der Opferrauch sich von den Altären in die Luft kräuselte, wenn das Geschrei der Gladiatoren, das Kampfgebrüll der Stiere sich in den gehaltenen Chorgesang der alten Tragöden mischte.

26. März. Der kommende Tag, es ist ein Sonntag, findet uns um 5 Uhr auf den Beinen. In der Frühandacht am gemeinsamen Kaffeetisch liest unser Leiter von Jakobs Begegnung mit dem Engelheere bei dem nahen Mahanaim (mahna) und von seinem Gotteskampf, 1. Mos. 22; dann betet er in schlichten, eindringlichen Worten um Segen und Geleit auch für uns und unsere Reise. Das lenkt die Gedanken rückwärts und aufwärts. Nun noch vom Pferde herab ein voller Choral in die Sonntagsfrische hinein: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren", dann geht es mit geweiteter Brust und fröhlichem Herzen in der reinen Bergluft vorwärts.

Allmählich gewinnt die Landschaft ein völlig anderes Aussehen, sie wandelt sich in eine weite Hochebene mit grünen Matten, mit fruchtbarem braunrotem Ackerfeld und sanften, regelmäßigen Linien. Das war nun für die nächsten Tage unsere landschaftliche Umgebung; erst als wir uns über

mkēs dem See von Gennezaret nähern, tun sich wieder Berg und Tal mit bunten Blumenhalden auf und bringen willkommene Abwechslung in das eintönige Hochland.

Nach stundenlangem Ritt erreichen wir ennu'ēme. Chalil schöpft im Ledereimer für den Mittagstee von dem „guten" Trinkwasser, das wir nachher als herzlich schlecht befanden. Hinter ennu'ēme biegen wir rechts vom Wege auf eine Anhöhe, ein entzückender Fernblick weitet sich vor unserm Auge. Weit im Norden zeichnen sich zum ersten Male am Horizont die wagerechten Schneelinien des Hermon ab. Jubelnd begrüßen wir unser Ziel, dessen weißes Haupt uns später auf der Rückreise fast bis Jerusalem heimgewinkt hat. Daneben ist, gleichfalls beschneit, der Antilibanos kenntlich, und ganz links schwach der Kamm des Libanon. Vor unsern Füßen aber dehnt sich die weite, weite Hauran-Ebene, bei deren Anblick man nur gar zu leicht vergißt, daß es eine Hochebene ist, die noch 600 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Mit einem einzigen schönen Blick kann man die ganze Fläche umfassen, rot und grün ist sie angemalt wie eine Landkarte, rot der aus zersetzter Lava bestehende, frisch gepflügte Humusboden, grün die sprossende Saat darauf. Im Osten wird die Ebene wagerecht von dem Kamm des Hauran-Gebirges abgeschlossen, auf dem wir ebenfalls Schneespuren wahrzunehmen glauben. Solche Blicke wirken wie ein Trunk Wasser auf den Durstigen, sie versüßen die aufgewandte Mühe und speichern frische Kräfte auf.

Um ¼ 12 treffen wir in kitti*) ein. Hier hat vor fast genau 100 Jahren, vom 9. bis 10. März 1806, der verdiente Erforscher des transjordanischen Landes, Seetzen, übernachtet. Wir halten hier Mittagsrast und finden neben dem arabischen Friedhof ein leidliches Plätzchen zum Abkochen. Bis alles bereit ist, sehen wir uns die Umgebung etwas genauer an. Das Dörflein zählt etwa 50 ärmliche Hütten, unterhalb derselben stehen 6 Beduinenzelte. Die Männer sind nicht daheim, die Hunde halten für sie, treulich kläffend, die Wacht. Auf Einladung der Frauen setzen wir uns zu ihnen in ein Zelt und haben nun Gelegenheit, Typus und Anlage dieser Nomadenwohnungen eingehend zu betrachten.

Sie gleichen heute noch den schwarzen Hütten Kedars, von denen das Hohelied singt (1, 5). Regenfest und unverwüstlich ist das Zelttuch aus den schwarzen Ziegenhaaren gewebt. In der Mitte läuft von der Rückwand nach vorn ein Gurt, an dessen Verlängerung die Zeltschnüre angebracht sind. Ähnliche Gurte mit Seilen sind auch an den beiden Seitenwänden angenäht. Diese Seile, stramm gespannt und mit Pflöcken im Erdboden festgeschlagen, sind recht eigentlich das haltende Element.

*) So nach den Karten, dort sagte man kittim. D.

Unterstützt wird ihre Tragkraft von der Stange („Säule"), die mit der unteren Spitze im Boden steckt und senkrecht bis zur Mitte des Mittelgurts aufragt. Das vollständige Beduinenzelt wird nun noch durch eine mittlere Zeltwand in zwei Hälften zerlegt. Links ist, von innen gesehen, das Frauenabteil, rechts der Männer-, Eß- und Gesellschaftsraum.

Das Zelt, in dem wir Platz genommen haben, ist in der Mitte offen, links liegen die Betten und Decken aufgestapelt, rechts sind ein paar Steine, zwischen denen Glut liegt, zum „Herd" zusammengeschoben. Von Küchengerätschaften ist nur ein einziges, ein Kochtopf, zu entdecken. Fünf Frauen hocken in dem Zelt, zwei von ihnen rauchen aus der langen Tschibukpfeife, die sich derselben Beliebtheit wie die Zigaretten erfreut. Alle haben sie sich nach Stammesbrauch die nackten Füße, die Mundpartie und namentlich die oberen Handflächen kunstvoll mit Indigo tätowiert, während die Fingernägel mit Henna rot gefärbt sind; manche tragen an den Fingern drei und mehr plumpe Ringe mit großen blauen und grünen Glassteinen. Um die Frauen spielen 7 größere und kleinere Mädchen herum, das Kleinste liegt noch in der Wiege. Originell und lehrreich, namentlich für den einen unter uns, dem nach seiner Abreise in der Heimat ein Töchterchen geboren wurde, ist die Einrichtung dieser „Wiege". In ein paar Lumpen eingepackt, ist das Kindchen zwischen zwei Stricken verschnürt, die von dem mittleren Gurt herabhängen. Es schwebt also in der Luft, und seitens der am Boden hockenden Mutter bedarf es nur eines Stoßes nach oben, um ihr Kindchen in den Traum von der goldnen Königswiege einzuwiegen. An andern Orten haben wir übrigens zu unserer Überraschung bei den Bauern richtige Wiegen gesehen. Wiederholt trafen wir Frauen im Getreide jätend oder auf dem Acker arbeitend, in deren Nähe im Felde die Wiege stand. Das war allemal ein rührendes Bild von Muttersorge, aber auch ein köstliches Naturidyll für uns Kulturfanatiker.

Zu Mittag kommen die Männer von der Arbeit heim. Der photographische Apparat eines Kollegen erregt ihr lebhaftes Interesse, aber die Scheu vor dem unbekannten Ding ist größer als die Neugierde, seine innere Einrichtung kennen zu lernen. Sie wagen nicht, hineinzuschauen. Es ist für uns ungefähr das gleiche lächerliche Bild, das sich nachher beim Essen darbot. Der Photograph will gerne die zahlreichen Zaungäste im Apparat festhalten, aber die Kinder reißen unter Geschrei aus, sobald sie den Kasten auf sich gerichtet sehen. Zugänglicher erweisen sie sich für die Süßigkeiten, denen kein Araber zu widerstehen vermag; Bonbons und Schokolade finden allgemeine Anerkennung, und wir freuen uns über die spontanen Beifallsausbrüche. Allmählich werden die Kinder, ganz wie die unsern daheim, laut und ungeberdig und fallen uns lästig.

So werden sie von dem Kreise erwachsener Zuschauer, den unser Mahl ebenfalls angelockt hat, heimgeschickt. Es ist auch Schulzeit. Während wir unser Mittagsmahl vollenden, ertönt vom Dorfe her lautes Gesumme wie Chorsprechen und Durcheinanderschreien, die Nachmittagsschule hat ihren Anfang genommen.

Eine dürftige Schule, aber doch eben eine Schule in diesem ärmlichen, weltentlegenen Dörflein. Wir stellen uns zum Hospitieren ein, einer Erlaubnis bedarf es nicht, denn die Schule wird so öffentlich wie möglich gehalten. Draußen zwischen den Häusern sitzen etwa 20 Knaben im Kreise auf dem Boden, teils halten sie den Koran in Händen, der bei einzelnen recht sauber gebunden und sogar mit einer Schutzdecke versehen ist, teils Blechtafeln in Holzrahmen, auf die sie mit dem ḳalam, der Rohrfeder, schreiben; das porzellanene Tintenfaß steht vor ihnen — ganz ähnlich wie bei uns. Nur fehlt der Schwamm zum Abwischen des Geschriebenen, aber der im Munde angefeuchtete Finger ersetzt ihn, — wieder ganz wie, manchmal, bei uns. Der Lehrer ist ein junger, schwarzbärtiger Mann; sein Platz ist auf einem großen, runden Steinblock, zum Zeichen seiner Würde trägt er eine lange Gerte, mit der er auch die fernsten Knaben erlangen kann. Neben ihm sitzt, auf einem niedrigeren Steine, sein junges, frisches Weib mit dem Erstgeborenen im Arm. Haus und Schule berühren sich hier nach einer Grundforderung der Pädagogik aufs innigste und schaffen ein patriarchalisches Bild, das manch deutsches Schulmeisterherz mit Wehmut über unsere fortschrittliche Kultur erfüllen könnte. Die Szene wird aber allerliebst, wenn auch nicht ganz schulgerecht, als die junge Mutter dem kleinen hungrigen Manne ohne jede Spur von Scheu oder Verlegenheit die Brust reicht und ihn dann stolz dem Papa gibt, der den Jungen auf seinem Schoße tanzen läßt. Die Schulkinder lernen und lärmen inzwischen weiter, die Episode bietet ihnen offenbar gar nichts Neues. Wir aber denken noch lange an die patriarchalische Schule von kitti und ihr glückliches Lehrerpaar.

Von unserm Mittagsplatz hatten wir einen ähnlich orientierenden Fernblick gehabt wie morgens von der Höhe am Wege. Nach Nordosten breitet sich eine saatgrüne Ebene aus, der aufgestiegene Dunst färbte sie nachher blau. An ihrem Außenrande liegt, mit dem Glas erreichbar, derʿat*) (das biblische Edreï), die Eisenbahnstation an der Hedschazbahn, die von Damaskus nach Mekka führen soll. Deutlich kann man den Weg von kitti nach der'at durch die grüne Saat hindurch verfolgen. Bei der Station wird er von einem andern, ebenfalls durchs Grüne führenden Wege gekreuzt, das ist der alte darb elḥaddsch, die Pilgerstraße von

*) So nach Baedeker, auch Fischer-Guthe, man sagt aber derʿa. D.

Damaskus nach Mekka, die noch Jahr für Jahr Tausende frommer Muhammedaner ziehen.

Um 1/4 2 brechen wir auf und nach 2 1/2 Stunden sind wir in irbid, dem heutigen Tagesziel. Der Weg ist völlig eben und in seinem Braunrot kaum von dem jung bestellten Saatfelde zu unterscheiden, das ihn zu beiden Seiten einfaßt. Wir sind noch immer in der Landschaft Adschlun, aber rechts vor uns dehnt sich der weite Hauran aus; die vielen schwarzen Basaltsteine, die allmählich auftauchen und Wege und Äcker einfassen, erinnern an seine Nähe, sie sind aus dem Lavagebiet herbeigeschafft. Vielleicht sehen wir in der Ferne elmuzērīb, eine andere Bahnstation; jedenfalls wäre sie in zwei Stunden zu erreichen. So ist uns Damaskus greifbar nahe gerückt, von elmuzērīb fährt man, allerdings nur zwei- bis dreimal in der Woche, in 4 Stunden hinauf. Aber wir verschieben unsern Damaskusdrang auf die Heimreise aus Palästina.

Nach einer guten Stunde erreichen wir zunächst elḥöṣn, zwei rote Dächer fallen uns in die Augen, die schlichten Steinkreuze darauf muten uns in dieser moslemischen Gegend heimatlich an, es sind die Kapellen der Griechen und der Lateiner. Hinter dem Orte ragt ein tell, ein alter Burghügel auf, wir lassen ihn zur Linken und reiten weiter gen Norden; die Richtung ist uns durch die prächtige Hermonwand gekennzeichnet, die weißgefurcht in Gipfeln und Schluchten vor uns aufragt. Es ist eine imposante Kulisse, welche hier die Natur dem Adschlun gebaut hat. Von irbid leuchtet uns das neue hochgelegene Serail mit seinem Ziegeldach entgegen, es birgt, wie wir bei unserm Rundgang entdeckten, auch die Post.

Man zählt zwei irbid, dies im Adschlun und ein anderes im Westjordanlande, über dem wādi elḥamām, dessen Trümmer wir später auf dem Ritt vom See von Tiberias nach ḥaṭṭin im Strahl der Abendsonne sahen. irbid ist der neue Name für das alte, häufig vorkommende Arbela, das im Adschlun setzt man gleich mit dem Hos. 10,14 genannten Beth Arbeel, das Salman zerstört hat. Es ist demnach eine Stätte des Gerichts, an der wir zelten. Die alte Stadt hat auf der Hochebene gelegen, das jetzige Dorf baut sich wunderbarerweise unten an ihrem Abhang auf. Das unten liegende alte ausgehauene Teichbecken, in dessen Basalt noch Inschriften zu erkennen sind, oder der neue große Teich, an dem sich die Honoratioren von irbid mit Decke und Wasserpfeife gelagert haben — die Stadt ist Sitz der Regierung und Wohnort des Kaimmakam —, bieten wohl die Erklärung dafür.

Wir lassen die Zelte unten vor der Stadt und steigen zum Plateau hinauf. Auf der östlichen Seite ist es durch eine sogenannte Zyklopen-

mauer befestigt und abgegrenzt.*) Gewaltige Steine — einzelne sind 15 bis 18 Fuß lang und 8 bis 10 Fuß breit — sind hier bis zu einer Höhe von 30 Fuß aufgetürmt; vergebens fragt man sich vor derartigem Bauwerk aus alter Zeit immer wieder: Wie sind Steine und Gebälk mit den primitivsten Mitteln da hinauf geschafft? Aber nicht eigentlich wegen der riesigen Dimensionen ihrer Steine heißen diese Mauern Zyklopenmauern, als vielmehr wegen ihrer natürlichen Beschaffenheit. Man hat diese Blöcke, die sich in der Nähe gewiß in großer Zahl fanden, unbehauen, in ihrer Naturgestalt aufgetürmt und dann wohl durch Erde verbunden. Das war die Bauweise in uralter, vorisraelitischer Zeit, so baute man auch noch im alten Israel. Wir stehen hier vor einem interessanten Rest vergangenen Lebens, von dem man gern mehr wissen möchte. Auch der umfangreiche Hügel selbst erregt Wißbegier und Wünsche. Was wird er alles in seinem Schoße bergen? Wie möchte sich hier das Graben lohnen!

Von der Höhe breitet sich ein schönes Panorama aus. Vor uns wieder der Hermon mit seiner feinen Linienzeichnung, im Schnee glitzernd; neben ihm der Libanon. Aber nach Westen, weiter links, öffnet sich eine ganz neue Landschaft, wir werfen die ersten sehnsüchtigen Blicke in das schöne Galiläa. Uns grüßt zunächst das Haupt des dschebel dschermaḳ, da ist Obergaliläa; weiter südlich hebt sich die unverkennbare Kuppenrundung des Tabor schön heraus, dahinter liegt Nazaret; daneben fallen uns die unregelmäßigen Formen des nebi daḥi ins Auge, den man in unrichtiger Auslegung von Ps. 89, 13 häufig den kleinen Hermon nennt. Und ganz fern am Horizont zieht sich eine schwache Linie hin, das sind die Karmelberge, hinter ihnen liegt das Meer. O, wie sind uns diese Höhen und Stätten nachher so lieb und traut geworden, heute winken sie uns zum ersten Male in das abgelegene Ostjordanland hinüber, und wir tauschen leuchtenden Auges, klopfenden Herzens Gruß und Gegengruß. Wie bald werden unsere Füße, so Gott will, über Galiläas Fluren wandern! Das Herz des Landes, der See von Gennezaret, ist uns durch Höhenzüge verdeckt, wir müssen noch einen Tag warten, bis er sein blaues Auge uns auftut, aber der Abfall der Berge zum Jarmuktal ist im Vordergrunde deutlich sichtbar und kündet seine Nähe.

Zwei der Gefährten wandern mit unserm Chef weiter; sie finden ein Grab und fördern merkwürdiges Tongeschirr daraus zutage. Aber als sie dann ihren Schatz in den Zelten bergen wollen, da ist nicht blos ein Teil

---

*) S. Tafel 4, Abbildung 1. Auch auf der westlichen Seite sieht man Spuren derselben Mauer, die offenbar den ganzen Berg umfaßte. Es sieht aus, als habe die alte Stadt seit jener Mauer keine Befestigung neueren Stiles gehabt. Sollte sie seit der Zerstörung durch Salman wüst geblieben sein? Auch die von uns hier aus Gräbern zutage geförderte Keramik weist in sehr alte Zeit. D.

der Funde verschwunden, sondern auch eines Gefährten Kopftuch, das er bei der Arbeit abgelegt hatte. Die gewitzten Araber aber stehen harmlos mit großen erstaunten Kinderaugen umher.

Des Abends trafen wir beim Apfelsinenkauf in den Marktstraßen der Stadt wieder zusammen, der eine von uns erstand sogar einen brüderlich geteilten Granatapfel. Dann gingen wir auf den Weinhandel, wurden aber von den belustigten Mohammedanern, die aus religiösen Gründen wohl nur heimlich einmal nippen, auf unsere Fragen von einem Laden zum andern geschickt, ohne das Gewünschte zu bekommen. Auf das Rakigebräu, das man uns überall zum Ersatz anbot, ein mit Anis parfümierter Traubenbranntwein, verzichteten wir. Des Abends, als wir in den Zelten der Ruhe pflegen wollten, stimmten die Schakale ganz in der Nähe ihr Konzert an.

27. März. Am nächsten Morgen brachen wir um 1/2 6 Uhr auf. In der Andacht hat unser Leiter die Stelle von Arbela Hos. 10 gelesen und für uns alle um Verschonung im Gericht und Errettung unserer Seelen gebetet. Unser heutiges Ziel ist mkēs, das alte Gadara im Zehnstädteland. Aber zunächst machen wir einen Umweg, bei kefr jūba soll ein großes Dolmenfeld sein, das wir in Augenschein nehmen möchten.

Ein Weg, der kein Weg ist, führt zu Tal und dann wieder auf die Höhe. Es ist ein mühseliges Reiten über Stein und Geröll, die Tiere gleiten und stolpern, und der Reiter muß mit gespanntester Aufmerksamkeit sein Pferd im Zügel haben, um es im Moment des Fallens zurückzureißen. Droben pfeift der Wind, daß nicht bloß Mütze und Kneifer, sondern auch Schwanz und Mähne, ja Pferd und Reiter fortzufliegen drohen. Vor uns breitet sich das Gesuchte aus. Es ist ein weit gedehntes Ackerland voll sprossender Saat; hier und da ist sie von massiven Steinbauten unterbrochen, um die das Gras herumwuchert. Nachdem wir stundenlang Acker und Dolmen abgeschritten haben, wissen wir: Es ist nicht bloß ein sprießendes Saatfeld, es ist auch ein ganzer Totenacker. Der Tod gebiert das Leben. Darauf deuten hier mancherlei Anzeichen hin. Man legt wohl in manchen Forscherkreisen den Dolmen wie den Steinkreisen schlechthin kultische Bedeutung bei und sieht in ihnen Opferstätten, aber das erscheint wenigstens an dieser Stätte*) nicht zutreffend. Dann wäre schwer zu begreifen, wie es zu einem ganzen Felde solch nahe gelegener Kultstätten kommen konnte, was die Doppeldolmen zu bedeuten haben und wie man bei der Höhe dieser Dolmen die Opfergaben auf den Stein niederlegen konnte.

*) Ebenso überall in Palästina. D.

Die Dolmen setzen sich nämlich aus 5 Steinen zusammen. Zwei hohe Steinplatten stehen parallel, etwa in Sargbreite voneinander, senkrecht auf dem Erdboden, die offenen Schmalseiten sind durch zwei schmälere Steinplatten verschlossen. Über diesen vier Steinen ruht wagerecht der breite Deckstein, so daß ein Steinhaus primitivster Art mit einem länglichen Hohlraum im Innern entstanden ist, der offenbar für einen Toten bestimmt ist. Die Höhe des Ganzen erreicht und übersteigt Mannshöhe, die senkrechten Längswände reichten mir etwa zur Brust, der mächtige Deckstein schnitt mit dem Scheitel ab. Danach bleibt die Frage offen, wie man die Opfergaben auf diesem Opfertisch dargebracht hat,*) und weiter ergibt sich, daß die Verdeutschung Steintisch**) für Dolmen nicht gerade glücklich ist, weil sie irre führt. Die einzelnen Steine sind vortrefflich erhalten, es ist nicht der leicht verwitternde Kalkstein von dscherasch, sondern der unverwüstliche braune Feuerstein. Die Dolmenbauten sind zum Teil eingestürzt, zum Teil aber auch wohl erhalten; in jenen hat sich im Laufe der Zeit viel kleines Steingeröll angesammelt. Nicht selten liegen zwei bei einander, sei es, daß sie durch einen Zwischenraum getrennt sind, sei es, daß sie einen Bau mit gemeinsamer Mittelwand darstellen. Der Gedanke liegt nahe, daß hier ein Ehepaar ruht.***) Viele Dolmen sind noch von Steinkreisen umgeben, die wir früher als selbständige Anlagen getroffen haben. Sind wir mit ihrer Deutung im Recht, so gewinnt natürlich unsere Vermutung betreffs der Dolmen stark an Gewicht. So erklärt sich auch die große Zahl derselben auf natürlichstem Wege. Das Gräberfeld diente eben nicht bloß Vornehmen, sondern der Gesamtheit zur Ruhestätte. Freilich sind solche Totenfelder ziemlich selten in Palästina. Aber das liegt daran, daß man an die Herrichtung solch gewaltiger Steingräber nur da gehen konnte, wo das Material dazu vorhanden war.†)

*) Allerdings finden sich zuweilen Schalenvertiefungen in den Decksteinen, die vom Regenwasser gefüllt werden und allenfalls Libationen aufnehmen konnten. Aber die Flüssigkeit darin war gewiß nur gedacht, den Durst des Toten zu löschen, und kein „Opfer“. D.

**) So z. B. bei Baedeker.

***) S. Tafel 4, Abbildung 2.

†) Da diese megalithischen Denkmäler stets ohne Steinhauerarbeit errichtet sind, können sie nur da vorkommen, wo die Natur nicht nur überhaupt Steine, sondern Steinplatten bequem darbietet. Dies ist eben nur stellenweise der Fall. D.



3. Am See von Gennezaret vorüber.

Von Pastor primarius E. Zickermann in Breslau.

Die Dolmenfelder von kefr jūba lagen hinter uns. Als wir, zur Weiterreise gerüstet, unsere Pferde wieder bestiegen, ergab sich zunächst eine gewisse Schwierigkeit wegen eines Führers für den Weg nach unserem nächsten Reiseziel mkēs. Die Einwohner des nahen Dorfes waren wohl bereit, uns den Weg zu weisen, aber erstaunlich waren die Forderungen, welche sie für diese Leistung stellten. Erst als wir nach langen vergeblichen Unterhandlungen Miene machten, ohne Führer abzureiten, fand sich ein verständiges Menschenkind, dem ein geringer Verdienst doch lieber war als gar keiner. Wir wurden handelseins, und alsbald ging es in möglichst eiliger Gangart vorwärts. Unser Weg führte für eine längere Strecke über die Hochebene hin und war einem schnellen Vorwärtskommen günstig. Neidlose Bewunderung mußten wir übrigens dem nach so vieler Mühe gewonnenen Führer zollen. Trotzdem er den Weg zu Fuß machen mußte, holte er uns regelmäßig sehr bald wieder ein, wenn wir ihm durch einen Trab oder Galopp einen Vorsprung abgewonnen hatten. Er klagte zwar über Schmerzen beim Laufen, um unsere Eile zu vermindern, aber diese reichliche Bewegung war ihm vielleicht ganz zuträglich. Er erzählte uns nämlich, tags zuvor sei in kefr jūba Hochzeit gefeiert worden und nicht weniger als zwölf Hammel habe man bei dieser Gelegenheit geschlachtet. Fleischkost ist eine Seltenheit für die meisten Fellachen, aber an festlichen Tagen darf sie nicht fehlen. Wenn in dem Gleichnis vom verlornen Sohn der Vater den Befehl gibt, ein gemästetes Kalb zu schlachten, so will er damit eben zum Ausdruck bringen, daß ihm der Tag der Heimkehr seines Sohnes ein Freuden- und Festtag ist. Wenn solche günstige Gelegenheit zu einem leckeren Festmahl sich bietet, dann leistet auch jeder dabei sein Möglichstes. Unser Führer hatte gewiß keine Ausnahme von der Regel gemacht, und so war der tüchtige Marsch nach den Freuden des gestrigen Mahles das gesundheitlich notwendige Gegengewicht.

Unser Weg ging durch trefflich angebautes Land an dem Dorf kmēm vorüber. Wogende Kornfelder zur Rechten und zur Linken, schöne Gärten, Oliven- und Obstplantagen fehlten nicht, und man sah ihnen auf den ersten Blick an, wie sorgfältig sie gepflegt wurden. Weiterhin kamen wir an kamm und kefr asad vorüber und gelangten nach mehrstündigem Ritt an den Südrand des tiefeingeschnittenen, schönen wādi elʿarab.

Der Abstieg an dem steilen Hang gestaltete sich ziemlich mühselig, aber je weiter wir hinunterkamen, desto lieblicher wurde das Bild vor uns, indem das stille Tal uns seine kleinen Reize immer offener enthüllte. Tief im Grunde, von reichem Grün umgeben, stand eine Mühle, deren Rauschen bis zu uns herauf klang; sie gab dem einsamen Tal etwas von Leben. Unsere braven Tiere spürten die Nähe des Wassers und beeilten sich nach Möglichkeit hinabzukommen. Der scharfe Ritt hatte ihren Durst geweckt, und als wir den Bach durchritten, suchten sie diesen Durst in dem schönen, klaren Wasser zu stillen, das rauschend zwischen den Bergen herabkam. Auch mancher Reitersmann tat es den Tieren gleich und trank von dem erquickenden Naß in durstigen Zügen.

Noch war ein hartes Stück Arbeit zu bewältigen. Steiler als das südliche war das nördliche Ufer des wādi elʿarab, an dem wir nun wieder emporklimmen mußten. Je höher wir kamen, desto mangelhafter wurde der Weg; schließlich war er geradezu gefährlich zu nennen, weil auf der glatten Felslehne der Huf der Pferde nur schwer Halt zu finden vermochte. Endlich, um einen Felsvorsprung biegend, erblicken wir die Häuser einer Ortschaft vor uns: es ist mkēs, das Ziel unseres heutigen Rittes, welches wir schon am Morgen von irbid aus fern auf ragender Höhe hatten liegen sehen. Der Weg wird ebener und besser; in wenigen Minuten haben wir den Ort erreicht und sehen nordöstlich davon unser Zeltlager schon errichtet. Auch die Tiere haben es bereits bemerkt, und das wirkt belebend auf die ermüdeten Geister: in Eile bringen sie uns vorüber an Säulenstümpfen, Sarkophagen und anderen Resten vergangener Zeiten ans Ziel.

Bei unserer Ankunft geht gerade die Sonne zur Rüste. Eine Menge der Ortsbewohner stürzt sich alsbald auf uns, um verschiedene „Antiken" zum Kauf anzubieten, zumeist Münzen, aber auch Steine und Gemmen von sehr verschiedenem Wert. Wir hielten uns nicht lange mit dem Handel auf; es lag uns daran, noch einen Blick über den See von Gennezaret *) zu gewinnen, bevor die Dunkelheit völlig hereinbrach. Wenige Schritte brachten uns von unserem Lagerplatz an den Rand der südlichen Talwand des scherīʿat elmenādire **) oder des Jarmuk, unter welchem Namen dieser bedeutendste Nebenfluß des Jordans wohl bekannter ist. Der Himmel war trübe, wolkenverhangen; nichtsdestoweniger war es ein herrlicher Blick von der Höhe auf den glänzenden

*) Nach Luk. 5, 1 sagt man „See Gennezaret", sogar „See Tiberias" ist üblich. Aber Gennezaret, wofür Ginnesaret oder Ginnesar gesagt werden sollte, ist wie Tiberias nicht Name des Sees gewesen, sondern einer Örtlichkeit am See, nach der man ihn nannte. Es muß darum heißen „See von Gennezaret", „See von Tiberias". D.

**) Die Anwohner sagen schlechtweg eschscherīʿa. D.

Wasserspiegel des lieblichen Sees, an den sich für jedes Christenherz teure und weihevolle Erinnerungen knüpfen. Über das Jarmuktal zu unseren Füßen breiteten sich bereits verhüllend die Schatten der sinkenden Nacht, aber der Spiegel des Sees leuchtete silberhell aus der Tiefe herauf. Aus der Tiefe, sage ich, denn mkēs liegt 364 m über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres, der See von Gennezaret aber etwas mehr als 200 m unter demselben, so daß wir uns etwa 570 m über dem See von Gennezaret befanden. Die meisten unter uns sahen ihn zum ersten Male; aber auch für mich, der ich ihn von einer früheren Reise ins heilige Land kannte, bot er gerade von hier aus ein neues, überraschendes Bild. Kaum von einer anderen Stelle ist der Blick auf seine Ufer so reizvoll. Er präsentiert sich sonst zumeist als ein kompaktes Becken, dessen Ufer ziemlich gradlinig zu verlaufen scheinen. Von mkēs aus sieht man ihn durch eine ganze Anzahl von vorspringenden Bergen, Hügeln und Landzungen in einzelne Buchten und Abschnitte zerlegt. Man überschaut ihn fast in seiner ganzen Ausdehnung; nur der nordöstliche Zipfel wird von vorliegenden Bergen verdeckt.

Schnell naht die Nacht, und nach eingenommener Abendmahlzeit suchen wir unser Lager auf. Aus der Ruhe wurde leider nicht allzuviel. Hier oben sollten wir zum ersten Male Bekanntschaft mit den gefürchteten Moskitos machen. Ohne eine Ahnung ihrer Nähe hatten wir bei offener Zelttür Licht angezündet, und das war ihnen zum Pharus auf ihrem irrenden Flug geworden. Kaum hatten wir uns niedergelegt, als wir durch den impertinenten, singenden Ton der unliebsamen Eindringlinge auf die Freuden der Nacht aufmerksam gemacht wurden, welche uns bevorstanden. Laßt mich schweigen von diesen Kämpfen, in denen man oft war „als der in die Luft streichet!" Hände und Angesicht wiesen am nächsten Morgen die Spuren des Kampfes auf.

Gegen Morgen begann der Regen seine eintönige Melodie auf dem Zeltdach zu trommeln, und das wiegte uns in einen kurzen unruhigen Schlummer. Um 6 Uhr erklang aus dem Feldherrnzelt mit seinem weithinwehenden Wimpel das Signal zur Reveille, ein schriller Pfiff, der uns aus unseren Träumen wieder in die Wirklichkeit zurückrief. Ein verstohlener Blick durch den Spalt des Zeltvorhangs zeigte uns, daß der Himmel immer noch unfreundlich genug blickte, wenn auch der Regen aufgehört hatte. Nach dem Frühstück sollte ein kurzer Besuch eines der beiden Theater von mkēs folgen. Mit Recht hat man mkēs identifiziert mit der Hauptstadt des „Landes der Gadarener", welches nach dem Luthertext Mark. 5, 1 und Luk. 8, 26 als Schauplatz eines Wunders Jesu erwähnt wird, während Matth. 8, 28 „Gergesener" dafür steht. Jesus kam zu Schiffe vom Westufer des Sees und heilte in dieser Gegend

einen Besessenen.*) Nach Josephus (vit. 9) hatte dieses Gebiet eine große Ausdehnung und grenzte an die Gemarkungen von Tiberias, Bethsean und Hippos. Sicher gehörte ein Teil des Seeufers dazu; auf dem Revers einer Stadtmünze von Gadara, die ich erstand, findet sich ein Segelschiff. Zu Jesu Zeit war Gadara eine zum Städtebund der Dekapolis gehörende römische Stadt, welche nach Josephus (Ant. XIV, 4, 4) ihre Existenz dem Pompejus verdankte. Aus römischer Zeit stammen die noch vorhandenen Ruinen.

Das Theater, welches wir besuchten, liegt westlich von der heutigen Ortschaft und ist merkwürdig gut erhalten, so daß man es sehr wohl den ähnlichen Ruinen von dscherasch an die Seite stellen kann. Es schmiegt sich geschickt der Formation des Berges an. Die halbkreisförmig übereinander ansteigenden Sitzreihen weisen verhältnismäßig wenige Beschädigungen auf, ebenso das schöne und geräumige, sauber gewölbte Foyer, aus welchem große Pforten in den Zuschauerraum führen. Das Baumaterial ist dunkler Basalt. Wohl an 4000 Zuschauer fanden hier Platz, und der Umstand, daß sich zwei solcher Theater in mkēs finden, läßt einen Schluß auf die einstige Bedeutung der Stadt zu, die auch als Hauptstadt von ganz Peräa erwähnt wird. Die Bühne liegt im Schutt begraben; die ganze Anlage ist von Dornen und Disteln, von Nesseln und allerlei sonstigem Unkraut dicht bedeckt. Ein Eselchen tat sich daran gütlich und hatte sich die Arena zum Weideplatz erkoren, in der man einst Genüsse weniger materieller Art bot. Wunderbar schön ist der Blick von den obersten Sitzreihen des Theaters. Wer dem Gang der Handlung oder dem Spiel der Darsteller kein Interesse abzugewinnen vermochte, schaute gewiß mit Entzücken auf den Hintergrund der Szene, den schönen See, der vor ihm dalag wie eine köstliche Perle, eingefaßt von dem Grün seiner Ufer und dem ragenden Kranz seiner Berge.

Um 9 Uhr endlich ist Aufbruch. Der Himmel zeigt immer noch ein bedenkliches Gesicht, wiewohl hin und wieder die Sonne hinter dem Wolkenschleier hervorschaut und uns sengende Strahlen zuwirft. Auf steilem Pfad geht es zum Jarmuk hinunter, der seine von dem Regenwasser der letzten Tage braun gefärbten Fluten zwischen steilen Ufern dahinwälzt. Der gegenüberliegende Talhang ist gleich dem, an welchem wir hinuntersteigen, mit grünem Wiesenteppich bedeckt, den eine Fülle von

---

*) Allerdings könnte es scheinen, als sei die „Stadt“, nach welcher die Hirten der ins Meer gestürzten Schweineherde flohen, nicht weit vom Strande gewesen, aber der Bericht faßt offenbar kurz zusammen, was in Wirklichkeit örtlich und zeitlich weiter auseinanderfiel. Im übrigen paßt der Name der Stadt, Gadara, d. h. Zaun, Feldmauer, zur Lage von mkēs auf einem schmalen hohen Damm zwischen Jarmuk und wādi elʿarab. D.

Blumen schmückt. Nur der letzte Absturz gegen den Fluß hin ist schroff und kahl; Flächen von weißem, kreidigem Kalk wechseln mit solchen aus schwarzem Basalt regellos ab. *) Eine Stunde dauert der Abstieg, bis wir am Ufer des Jarmuk stehen, der sich wildrauschend durch das enge Felsental zwängt und dem Jordan zueilt. Der Übergang durch eine Furt, wie er an dieser Stelle üblich ist, hätte bei der jetzigen Wasserfülle wahrscheinlich seine Schwierigkeiten gehabt. Aber wir hatten Glück. In dem für gewöhnlich so stillen Tal herrschte reges Leben. Die Eisenbahn, welche Haifa mit Damaskus verbinden soll, ist bis hierher im Bau vorgeschritten. Es hat lange gedauert, bis es soweit gekommen ist. Bereits 1898 sah ich die Schienen dieser Bahn in der Nähe von Haifa einige Kilometer weit gelegt; auch viele Durchlässe und Brücken waren hergerichtet. Aber das Geld war der französischen Gesellschaft ausgegangen, und deshalb war der Bau eingestellt worden. Herden weideten friedlich auf dem Bahnplanum, ja zwischen den Schienen hatte ein Hirte sich häuslich eingerichtet und seine Laubhütte gebaut. Inzwischen wird er wohl seinen Umzug bewerkstelligt haben, denn, wie wir vernahmen, erstreckt sich bereits bis zum Jordan von Haifa aus ein regelmäßiger Personen- und Güterverkehr.

Im Jarmuktal war eine große Zahl von Arbeitern gerade damit beschäftigt, die Pfeiler für mehrere Viadukte zu errichten, auf welchen die neue Bahn den Fluß überschreiten soll. Um ihnen den Verkehr zu erleichtern, war eine einfache Hilfsbrücke hergestellt worden, und diese verhalf auch uns zu einem bequemen Übergang. Sie lag etwas flußabwärts von der Stelle, an welcher der Weg von mkēs den Jarmuk erreicht und wo die Furt sich befindet. Um zu ihr zu gelangen, mußten wir noch einmal auf gefährlichem Pfad die steile Uferwand hinauf und hinab, weil der jähe Absturz nicht Raum genug für einen Weg unmittelbar am Wasser übrig läßt. Wir überstiegen die halsbrecherische Stelle ungefährdet. Weniger glücklich waren unsere Lasttiere, welche kurz hinter uns dieselbe Stelle passierten. Eins der Maultiere verlor mit seiner umfangreichen Last durch einen unsicheren Tritt das Gleichgewicht und stürzte über den Rand des schmalen Felsensteiges in die Tiefe hinab. Besonders unangenehm war der Umstand, daß bei der Ladung sich allerhand zerbrechliches Geschirr befand, von dem nur wenig bei dem Sturz unversehrt blieb. Unsere einst so reich gedeckte Tafel wurde durch diesen neuen Zwischenfall des größten Teiles ihrer porzellanenen Schätze beraubt, nachdem sie früher schon einmal — infolge der Unsicherheit ihres Fußgestells — zusammengebrochen und zu einem Ruinenfeld geworden war.

*) S. Tafel 2, Abbildung 2.

Auch das Maultier selbst war bei dem Sturz schwer verletzt worden. Nur mit Mühe konnte es wieder auf die Beine gebracht und bis zum nächsten Lagerplatz geführt werden, wo wir seinetwegen weitere Sorgen hatten. Doch davon später. Es erhob sich natürlich zunächst ob dieses Unglücks der übliche Lärm unter unserem Treiberkorps, und schließlich ließen die Leute in ihrer Aufregung einen für den Kulturmenschen wichtigen, aber entbehrlichen Teil von dem Gepäck des abgestürzten Tieres am Wege liegen, was wir erst am Abend bemerkten, als das Unheil nicht wieder gut zu machen war. Im übrigen gönnten wir dem nach uns kommenden Wanderer seinen Fund und malten uns sein freudiges Erstaunen mit den lebhaftesten Farben aus.

Unmittelbar an der erwähnten Hilfsbrücke befinden sich auf dem rechten Ufer des Jarmuk altberühmte Schwefelquellen, die auch heute noch von den Bewohnern der Umgegend und selbst von Beduinen benutzt werden. Der Ort heißt nach den heißen Quellen elḥamme. Zwei Bassins sind vorhanden. Wir bekommen nur das eine zu Gesicht, einen offenen Teich mit steinigem Grunde, etwa 20 m im Geviert und rings von hohem Schilf und Gesträuch umgeben. Sogar eine einsame Palme spiegelt ihr stolzes Haupt in der klaren, grünlichen Flut. Der Anblick war so verlockend und einladend zum Bade, daß fast niemand von uns ihm zu widerstehen vermochte. In wenigen Minuten reckten wir, wie weiland Eberhard der Rauschebart, in dem warmen Quell den narbenvollen Leib. Die Wärme des Wassers betrug etwas mehr als 30° C.; der starke Schwefelgehalt machte sich schon von weitem dem Geruchssinn bemerkbar. In dem kleineren und primitiv überbauten Bassin, welches wir nicht besuchten, soll die Temperatur bedeutend höher sein. Das Besitzrecht auf die Quelle steht der Privatschatulle des Sultans zu und man beabsichtigt, wie wir hörten, aus den Mitteln derselben in elḥamme eine moderne Badeanstalt und ein Hotel zu errichten. Bei der Vortrefflichkeit der Quelle, der schönen Umgebung und der zukünftigen bequemen Eisenbahnverbindung keine üble Spekulation!

Ganz in der Nähe liegt unter einem großen Baum ein Grabhügel; man nannte uns den darunter schlummernden Heiligen schēch esserādsch (Herr der Lampe). Der Name bereitete uns einiges Vergnügen, denn es schien der ähnlich benannte Zaubergeist einer von uns gelesenen arabischen Sage hier zur Ruhe gekommen zu sein.

Der Himmel, immer noch trübe und verstimmt, sandte einen Gruß in Gestalt einiger Regentropfen, welche uns veranlaßten, das köstliche Bad zu verlassen und uns eiligst anzukleiden. Wir stiegen alsbald an der nördlichen Talwand auf schwierigem Felsensteig zu einem größeren Komplex von Gebäuden empor, die wir schon von mkēs aus hatten liegen

sehen. Sie sind von der Bauverwaltung der Eisenbahn errichtet, etwa 100 m über elḥamme, teils Lagerräume für Materialien, teils Wohnräume. Auch ein recht reichhaltig ausgestatteter Laden für die Bedürfnisse der beim Bahnbau beschäftigten Personen war vorhanden. Zu einem durchaus nicht übermäßigen Preise konnten wir hier unsere auf die Neige gehenden Vorräte wieder ergänzen. Wir machten bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft eines bei dem Bahnbau beschäftigten Ingenieurs, eines Deutschen, der sich freute, in diesem weltabgeschiedenen Tal mit Landsleuten zusammenzutreffen. Er unterrichtete den gerade anwesenden Bauunternehmer, einen Deutsch-Oesterreicher, von unserer Gegenwart, und nun wurden wir von diesem in liebenswürdigster Weise aufgefordert, seine Gäste bei Tisch zu sein. Das war dann eine frohe Stunde, die wir in der äußerlich so unscheinbaren und doch so gemütlichen Holzbaracke verlebten. Nicht allein das festliche Mahl mit allerlei langentbehrten Genüssen war anregend — es fehlte nicht an trefflichem Bier und sogar Sekt —, ebenso sehr war es der Gedankenaustausch über die Verhältnisse in Heimat und Fremde; sogar wirkliche Reden wurden gehalten.

Die inzwischen wieder sichtbar gewordene Sonne mahnte zum Aufbruch. Begleitet von den freundlichen Wünschen unserer zurückbleibenden Landsleute zogen wir frohgemut unseres Weges dahin. Er führte in westlicher Richtung im Jarmuktal abwärts, aber in ziemlicher Höhe über dem Talgrund. Die breite Straße war in vortrefflichem Zustande, dank der Bahnbaugesellschaft. Manchen schönen Blick in das wildromantische Tal konnten wir noch genießen und dabei die Richtung verfolgen, welche die Eisenbahn bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer des Flusses nehmen wird. Allmählich verbreitert sich das Tal. Ruhiger fließt der Jarmuk dahin. Die schroffen Felswände über und unter uns nehmen mildere Formen an, und plötzlich öffnet sich der Blick in ein weites, grünes Tal zu unseren Füßen; es ist das ṛōr, die tiefe Spalte des Jordantals. Jenseits desselben in der Ferne begrenzen Ebal und Garizim, die Berge Gilboas, nebi daḥi und Tabor den Ausblick. Rechts von uns in greifbarer Nähe liegt der See von Tiberias mit seiner weiten, stillen Wasserfläche, über welche bald leuchtender Sonnenglanz fällt, bald wieder dunkle Schatten ziehen, sobald die Sonne sich für Augenblicke hinter den rasch dahineilenden, regenschweren Wolken verbirgt.

Wir verlassen hier den Jarmuk, der sich etwas südlich wendet, um in mancherlei Windungen und Krümmungen seine Wasser dem Jordan zuzuführen. Wir verlassen auch die eigentliche Straße und benutzen an ihrer statt das bereits vollständig aufgeschüttete Bahnplanum, auf welchem die Schienen noch nicht gelegt sind. Schnell kommen wir vorwärts, immer den See zur Rechten, zu beiden Seiten Getreidefelder und Wiesen-

gelände, überall Duften und Blühen. Vor uns liegt eine Ortschaft, samach, unfern der Stelle, an welcher der Jordan den See von Gennezaret verläßt. Unser Weg führt schnurgerade darauf zu. Muhammedaner aus Algerien bewohnen das Dorf und treiben auf Rechnung des Sultans dort Ackerbau. Die Häuser sehen ärmlich aus, nur die Moschee macht eine Ausnahme. Kurz vor dem Dorf wenden wir uns von der Bahnstrecke ab und reiten auf den See zu. Unmittelbar am Ufer desselben führt ein Weg rings um den See. Diesen Weg verfolgen wir zunächst in nordöstlicher, dann in nördlicher Richtung.

Bemerkenswert ist die Formation des Seeufers in der Nähe von samach. Hier ist östlich vom Jordan die einzige Stelle, an der das Ufer, wenn auch nur wenige Meter, senkrecht zum See abfällt, der hier gleich einige Tiefe aufweist. Vielleicht haben wir hier die Stätte eines Ereignisses zu suchen, das eine Folge jenes oben bei mkēs erwähnten Heilungswunders an dem Besessenen war. Offenbar gehörte diese Gegend zum Gebiet von Gadara, und man kann sich bei den vorhandenen örtlichen Verhältnissen recht wohl vorstellen, daß eine von plötzlichem Schrecken gejagte Schweineherde über den steilen Uferrand hinausstürzt und in den Fluten umkommt.

Nachdem wir den See erreicht hatten, ließen wir unsere Tiere langsamer ausschreiten. Wir wollten in dieser einzigartigen Umgebung den schönen, sonnigen Abend genießen, der auf den meist trüben Tag gefolgt war. Zur Linken hatten wir in nächster Nähe den See, welchen wir nach seiner ganzen Ausdehnung überblickten. Jenseits desselben steigt das galiläische Gebirge empor, aus welchem nordwärts sich dschebel dschermaḳ und dschebel kan'ān besonders herausheben. Aus der Ebene am See steigt ziemlich steil die Hochebene empor, welche das Ostufer des Sees begleitet. Nach Norden verengert sich, von hier aus gesehen, die Uferebene, weil die Berge näher an den See rücken; aber auch an den schmalsten Stellen wird sie immerhin noch eine Breite von 400 m haben. Südwärts erscheint sie durch einen niedrigen Höhenrücken in ihrer Mitte in zwei Arme geteilt. Man gewinnt fast den Eindruck, als ob jener Arm, der dem Gebirge zunächst liegt, in vorhistorischer Zeit das Bett des Jarmuk gewesen sei, der damals seine Wasser nicht dem Jordan, sondern dem See von Gennezaret zugeführt habe. Die Ebene war nur stellenweise angebaut; besonders in der Nähe des Dörfleins essamra, an dem wir vorüberritten, sahen wir Gärten und Felder. Wie fruchtbar aber überall der Boden ist, das zeigt nicht allein seine dunkle Farbe, sondern vor allem der Pflanzenwuchs, der von seltener Üppigkeit ist. Oft genug streiften die Gräser und Blumen unsere Steigbügel; infolge der reichen

Weide mußte unseren nicht verwöhnten Tieren die Gegend wie ein Schlaraffenland vorkommen.

Eine gute halbe Stunde hinter essamra stießen wir auf unsere Lastkarawane; man war eben erst damit beschäftigt, unsere Zelte aufzurichten.*) Noch stand die Sonne am Himmel, und wir benutzten das letzte Tageslicht zu einem Bade in den klaren Fluten des Sees. Wir schrieben den 28. März, aber das Wasser war von angenehmer Temperatur und das Bad außerordentlich erfrischend. Die Vegetation erstreckt sich fast bis unmittelbar an das Wasser des Sees, nur ein ganz schmaler, sandiger Strand von 1 bis 3 m Breite schiebt sich dazwischen, der mit Kieseln und zierlichen Muscheln bedeckt ist.

Wir hatten uns am Strande und auf der Ebene verstreut; ein jeder ging seinen Liebhabereien nach. Nach eingebrochener Dunkelheit führte uns der Ruf zum Abendessen wieder zusammen, und bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß eins unserer Pferde entlaufen oder gestohlen sei. Jasin, der uns begleitende Besitzer der Reittiere, war auf die Suche nach dem Ausreißer ausgezogen, ob aber auf ein Wiederfinden gerechnet werden konnte, war zum mindesten zweifelhaft. Das war eine unerwartete Sorge. Dazu kam die schwere Verletzung des abgestürzten Maultiers, das sich mühsam bis zu unserer Lagerstätte geschleppt hatte, aber nun voraussichtlich nicht weiter mitgenommen werden konnte. Zwar hatten zwei der Reisegefährten sich des armen Tieres angenommen und ihm seine Wunden gewaschen und verbunden, großes Vertrauen auf den Erfolg ihrer Bemühungen schienen sie jedoch selber nicht zu haben. So wurde denn schon mit der Möglichkeit gerechnet, den folgenden Tag an dem Rastort bleiben zu müssen, bis die vorhandenen Schwierigkeiten behoben sein würden. Für uns war das kein unangenehmer Gedanke: ein Tag der Ruhe an den Ufern des lieblichen Sees schien uns kein Verlust, sondern reicher Gewinn.

Als wir nach dem Abendessen aus dem Zelt traten, bot sich uns ein bezaubernder Anblick. Der Himmel hatte sich gänzlich aufgeklärt. Der Mond stand im letzten Viertel, war aber noch nicht aufgegangen. Trotzdem durchflutete die stille Nacht ein heller Schein, der von dem leuchtenden Sternhimmel ausging. Die Venus hatte einen so intensiven Glanz, daß sie ähnlich wie der Mond ein breites, silbern flimmerndes Band über den Spiegel des Sees zu breiten schien. Schöner noch, ich möchte sagen duftiger und geheimnisvoller, war dieses sanfte Sternenlicht, das über den See und seine Umgebung ausgegossen war, als der

*) Unser Zeltlager befand sich in der Gegend von duwērbān, aber unmittelbar am Seeufer. D.

Schatten und Licht in viel schärferen Kontrast setzende Mondschein. Jenseits des Sees sahen wir die Lichter von Tiberias und seinen heißen Quellen aufblitzen. Auch von den südlicher gelegenen Höhen sandte ein einsames Licht seinen hellen Strahl zu uns herüber; wahrscheinlich war es das flackernde Feuer eines Beduinenzelts. Alles bestärkte uns in der Hoffnung auf einen schönen Tag.

29. März. In der Nacht erwachte ich von einem mächtigen Aufrauschen des Sees, dessen Wellen laut schäumend ans Ufer schlugen. Bald darauf klatschten auch schwere Regentropfen auf das Zeltdach. Aber als es Morgen geworden, schien die Sonne, wenn auch rings am Horizont sich schwere Wolken auftürmten. Erfreulich war auch die Kunde, daß man über das Schicksal des vermißten Pferdes nicht mehr im Unklaren sei. Der Stute eines Arabers war es nachgelaufen; dieser kam mit der Botschaft schon in aller Frühe zu uns. Vorsichtigerweise aber hatte er das Pferd nicht mitgebracht, sondern wollte sich zuvor den „Finderlohn" sichern. Merkwürdigerweise war die Verhandlung darüber nur kurz; man einigte sich auf einen Medschidi (4 Mark), und bald darauf wurde das Pferd eingeholt. Schlimmer stand es um das Maultier; es vermochte sich nicht mehr zu erheben. Sein untröstlicher Treiber mußte es liegen lassen; er erfuhr noch während unserer Reise von einem Manne, den er verpflichtet hatte, nach dem Tiere zu sehen, daß es verendet sei.

Von samach her gelang es, ein Boot mit Bemannung für eine Fahrt über den See zu dingen. Unser Fahrzeug ist ein starkes Kielbot, vorn und hinten ein kleines Verdeck, in der Mitte die einzige Bank, an welcher der Mast mit dem eigenartigen dreieckigen Segel durch Stricke befestigt ist. Fünf Fischer bilden die Bootsmannschaft; vier bedienen die Ruder, einer handhabt das Steuer. Bekleidet sind sie teils mit dem landesüblichen weiten bis auf die Knöchel reichenden Gewand, teils mit Pluderhosen und kurzer Jacke. Alle sind kräftige, schöne Gestalten. Außer uns acht Reisenden gehören noch Chalil und sein Bruder Musa zu den Passagieren; beide haben in Tiberias verschiedene Besorgungen für unseren Haushalt zu machen. Auch Ezzat, der dreizehnjährige Sohn unseres Pferdevermieters Jasin, möchte mit von der Partie sein und hat bereits einen Platz für sich in dem Boot belegt. Aber es kommt anders. Kollege Volz ist kurz vorher Zeuge davon gewesen, daß der Vater die Mitfahrt untersagt hat, und säumt nicht, den ungezogenen Buben im Augenblick der Abfahrt kurzer Hand über Bord zu werfen.

Im hellsten Sonnenglanz liegt bei der Abfahrt der See vor uns da. Im Süden die niedrigen Ufer bei samach; dahinter, für uns

unsichtbar, die breite Einsenkung des ṛōr. Am Ostufer essamra, dann unsere Zelte, die sich weißleuchtend von dem dunklen Hintergrund der grünen Berge abheben; weiter nördlich die Berge um ḳalʿat elḥösn, die Stätte des alten Gamala, und am Strande das Örtchen kurse. Am Nordende des Sees erkennt man deutlich zwischen den Gebirgszügen die Talspalte, durch welche der Jordan aus dem Hulesee in den See von Gennezaret fließt. Am Westufer dehnt sich die weite Ebene Gennesar, heute ṛuwēr genannt; südlich davon die Ortschaft medschdel und das Ziel unserer Fahrt Tiberias, das aus der Ferne stattlich anzusehen ist. Mit vollen Zügen genießen wir die Schönheit dieser wunderbaren Landschaft und können uns ein Bild machen von dem, was sie einst gewesen ist zu unseres Heilands Zeit und später noch, als ein Josephus seine begeisterte Schilderung niederschrieb (Bell. jud. III, 7—8).

Wundersam berührt es das Gemüt, wenn man sich in dieser Umgebung sagen darf: das sind die Wege, auf denen deines Heilandes Fuß gewandelt; das sind die Berge, zu deren Höhen sein Auge aufgeblickt, das sind die Fluten, die ihn still und willig trugen und einem Winke seiner Allmachtshand gehorsam waren. Alle jene biblischen Erzählungen, deren Schauplatz der See und seine Ufer gewesen sind, wie lebensvoll treten sie uns vor die Seele! Die Bilder der Phantasie kleiden sich in die Farben der Wirklichkeit, und manches Licht des Verständnisses fällt über diesen oder jenen kleinen, von uns bisher als unwesentlich übersehenen und doch feinen Zug der evangelischen Berichte.

Inzwischen sind die drohenden Wolken von allen Seiten heraufgestiegen und auch das letzte Stückchen blauer Himmel über uns ist verschwunden. Die bei unserer Abfahrt leuchtend grüne Farbe des Wassers wandelt sich in ein eintöniges Grau. Schwere Nebelschwaden wogen vom Südende des Sees heran und verhüllen das Ostufer, so daß die Zelte unserem Blick entschwinden. Dort geht allem Anschein nach bereits ein heftiger Regenguß nieder. Aber auch wir bleiben nicht verschont. Immer dichter rücken die Nebelmassen an, hier und da von einem Blitzstrahl erhellt, dem ein langhinrollender Donner folgt. Und nun hebt ein Regen an, so kräftig und so gleichmäßig, daß in wenigen Minuten alle bis auf die Haut durchnäßt sind, die nicht vorsichtigerweise einen Regenmantel mit auf die Fahrt genommen haben. Musa verkriecht sich in Angst unter das Verdeck des Hinterschiffs und harrt in dieser unbequemen Lage bis zu unserer Ankunft in Tiberias aus, wiewohl ihn veritable Seekrankheit heimsucht. Zu unserem Glück war der Wind, von welchem das Gewitter begleitet war, nicht allzu heftig. Wohl sandten die schäumenden Wogen einige feuchte Grüße ins Boot, aber es ging uns doch besser als den Jüngern, deren Schifflein bei dem Ungestüm auf dem Meere von Wellen

bedeckt ward, so daß sie um ihr Leben bangen mußten (Matth. 8, 24). Dreimal mit kurzen Zwischenpausen wiederholte sich der wolkenbruchartige Regen. Endlich wird es wieder etwas lichter um uns. In die Nebelmassen kommt Bewegung, sie heben sich langsam, sodaß wir wieder Umschau halten und zu erkennen vermögen, wo wir uns eigentlich befinden. Das Westufer ist nicht mehr fern, aber wir sind etwas zu weit nach Süden geraten. Unmittelbar vor uns liegen die berühmten heißen Schwefelquellen von Tiberias, einst Hamath genannt. Sie werden wie im Altertum von vielen Kranken aufgesucht und sollen namentlich bei Gicht, Rheumatismus und Hautleiden von vorzüglicher Wirkung sein. Nicht weit von den Badehäusern steht das Heiligtum eines berühmten jüdischen Gelehrten, des Rabbi Meïr.

Schnell wie das Wetter gekommen, war es vorübergezogen, und der Wind hatte gänzlich abgeflaut. Letzteres war unseren Schiffsleuten weniger lieb, denn nun mußten sie zu den Rudern greifen, um uns ans Ziel zu bringen. Von den Bädern bis zur heutigen Stadt Tiberias ist es etwa eine halbe Stunde Wegs längs des Seeufers. Das alte Tiberias hat sich bedeutend weiter südlich erstreckt, wie die Trümmer beweisen, die wir vom Schiffe aus wahrnehmen konnten. Eine Mauer, die steil am Berghang hinaufging, wohl die alte Stadtmauer, war noch recht wohlerhalten. Gleich darauf erreichen wir Tiberias, dessen Häuser bis unmittelbar an den See, ja zum Teil selbst in den See hineingebaut sind, und landen unfern vom lateinischen Kloster im Nordosten der Stadt. Weil das schwerbeladene, tiefgehende Boot den Strand selbst nicht erreichen kann, werden wir von den Schiffsleuten eine kurze Strecke durchs Wasser zum Strande getragen.

Tiberias, vom See aus gesehen, macht heute noch einen stattlichen Eindruck. Wie viel mehr muß das zu Jesu Zeit der Fall gewesen sein, als die Stadt noch im Glanz ihrer Neuheit strahlte. In den Jahren 19—21 v. Chr. hatte Herodes Antipas sie nach römischem Muster erbaut und verschwenderisch mit Prachtstraßen, Palästen, Theater, Zirkus usw. ausgestattet. War sie doch bestimmt, den Namen seines hohen Gönners zu tragen und deshalb durfte nicht gekargt werden. Josephus (Ant. XVIII, 2, 3) berichtet, beim Ausheben des Grundes für die Fundamente der städtischen Bauten sei man auf eine alte Begräbnisstätte gestoßen, und deshalb hätten sich die gesetzestreuen Juden geweigert, den Ort zu betreten. Auch der Heiland hat sich kaum hier aufgehalten, wenngleich der Name der Stadt im Neuen Testament einige Male (Joh. 6, 1; 21, 1) erwähnt wird. Die Zeiten haben sich später merkwürdig gewandelt. Als nach den Kämpfen mit Rom die nationale Bedeutung Israels vernichtet und Jerusalem zerstört, auch den Juden durch kaiserlichen Befehl

verboten war, sich dort wieder niederzulassen, wurde Tiberias ein Mittelpunkt jüdischer Gelehrsamkeit, umd jetzt ist es eine der heiligen Städte der Juden, von ihnen zahlreich bevölkert. Das Aussehen der Häuser von Tiberias zeigt uns, daß wir uns hier wie in mkēs in vulkanischem Gebiet befinden; während sonst der Kalkstein den Ortschaften ein freundliches Gepräge gibt, wirkt der zum Bau der Häuser hier benützte schwarze Basalt ernst und düster.

Unser erster Gang in Tiberias galt dem sūḳ, dem öffentlichen Markt, auf dem wir verschiedene Einkäufe zu machen wünschten. Schmale Gassen waren es, zum Teil ganz überbaut oder doch durch ein weitvorspringendes Zeltdach verdunkelt; enge Läden, die nur für den Kaufmann und seine Waren Raum bieten, während der Käufer von der Straße aus sein Angebot macht; ein buntes Gemisch von Waren und Menschen; viel Lärm und noch viel mehr Schmutz. In letzterer Beziehung überragt Tiberias manche andere Stadt des Orients; zudem hatte der Regen wieder kräftig eingesetzt, und es war eine Kunst, sich durch die ungeheuren Pfützen und Schmutzberge hindurchzuretten.

Mittags fanden wir uns im Hotel „Tiberias" zusammen, dessen Besitzer, ein Deutscher, uns in liebenswürdigster Weise aufnahm und gastfreundlich versorgte. Das Gespräch drehte sich um die Zukunft der Stadt. Man setzt hier große Hoffnungen auf die Vollendung der Bahn von Haifa. Wenn auch Tiberias selbst von ihr nicht berührt wird, so wird es doch Vorteil von der Verkehrserleichterung haben, weil eine Dampferverbindung vom Südende des Sees nach Tiberias hergestellt werden soll.

Von dem flachen Dach des Hotels hat man einen entzückenden Überblick über die Stadt, über das benachbarte lateinische Kloster, das mehr einer Festung ähnlich sieht, und über den ganzen See. Wir hatten wieder einmal eine halbe Stunde Sonnenschein und konnten mit dem Fernglas unsere Zelte am gegenüberliegenden Ufer erkennen. In dem Stadtbilde fällt besonders vorteilhaft die Moschee mit ihrem Minaret auf, neben dem eine schwanke Palme ihr Haupt im Winde wiegt. Auch die alten Befestigungen, die ich besuchte, können immer noch imponieren, wenn es jetzt auch nur Trümmer sind. Der Weg dahin führte mich am Stadtgefängnis vorüber, dessen Insassen hier wie in essalṭ durch ein Gitter Bachschisch heischten. Im Morgenlande gehört es immer noch zu den guten Werken, Gefangene zu besuchen (Matth. 25, 36) und zu ihrem Unterhalt durch Geschenke beizutragen.

Unsere Fischer haben inzwischen das Boot an einen anderen Platz dirigiert, der für das Einsteigen günstiger ist. Der Weg dahin geht durch ein wahres Labyrinth von Gassen und Gäßchen, von Winkeln und

Höfen, aber immer durch den gleichen Schmutz. Am Ufer herrscht reges Leben; die Frauen von Tiberias sind da beschäftigt. Die einen holen Wasser in ihren schöngeformten, antiken Amphoren, die anderen reinigen ihre Wirtschaftsgeräte, wieder andere bereiten Fische zur Mahlzeit zu; und allen Abfall nimmt der See willig auf, derselbe See, aus welchem man zehn Schritte weiter das Trinkwasser fürs Haus schöpft. Wenn man das sieht, begreift man, wie vor drei Jahren die Cholera einen großen Teil der Bevölkerung dahinraffen konnte.

Der See geht ziemlich hoch und bei dem günstigen Wind muß das Segel die Beförderung besorgen. Nach kurzer Frist ist Musa wieder seekrank. Auch einem aus unserer Mitte ist nicht ganz wohl. Das Wetter ist immer noch unsicher; allerdings scheint das Stückchen blauer Himmel über uns an Ausdehnung zu gewinnen. Unsere Fischer wollten uns durchaus am Südende des Sees und nicht bei unseren Zelten absetzen, und sie begründen ihre Absicht mit der Behauptung, daß am Ostufer ein Landen ausgeschlossen sei, denn dort seien Wellen mitl eddschebel (bergehoch). In Wirklichkeit wollen sie nur möglichst bald nach Hause kommen, während wir dann 1½ Stunden zu Fuß wandern könnten. Wir dringen darauf, daß der Kurs direkt auf die Zelte genommen wird, und landen dort schließlich ganz sicher und bequem, denn der Wind hat gänzlich nachgelassen; die Sonne verbirgt nicht mehr ihren Schein, der See ist ruhig geworden und auf ihm schwimmen zahlreiche Taucher, die beim Nahen unseres Bootes unter dem Wasser verschwinden und erst in weiter Entfernung wieder zum Vorschein kommen. Auch spielende Fische beobachteten wir, die sich über die Oberfläche des Wassers schnellten. Der See ist heute noch so reich an Fischen, wie einst. Auf dem Markt in Tiberias hatten wir Gelegenheit, diese Bewohner der Tiefe in Augenschein zu nehmen. Am Abend durften wir sie auch noch auf ihre Schmackhaftigkeit prüfen. Der gute Ejjub, der für des Leibes Nahrung und Notdurft zu sorgen hatte, setzte sie uns gebraten auf den Tisch. Es war eine Art Barbe, die allen vortrefflich mundete.

Wieder ein köstlicher Abend. Der Himmel ist ganz klar. Ein Schimmern und Leuchten der Sterne gießt magisches Licht über den See; er liegt da wie ein seliges Geheimnis der Vergangenheit.*) Das ist eine Stunde, so recht geeignet, sinnend und träumend des Schönsten unter den Menschenkindern zu denken, der, selber in seiner Person ein heiliges Geheimnis, an diesen Gestaden einst gewirkt. Ungern nur reißt man sich los von diesem Bilde und von den Gedanken, die es wachruft, um im Zelt Nachtruhe zu suchen.

---

*) Siehe Tafel 3, Abbildung 2.

Gesucht haben wir die Ruhe, gefunden haben wir sie nicht. Merkwürdigerweise fanden wir in unseren Decken und Pfühlen Mitbewohner von jener Art, die im Dunkel der Nacht am tätigsten ist. Bisher hatten wir nichts von ihnen bemerkt, woher waren sie nun so plötzlich gekommen? Hatten wir sie vom Schiffe mitgebracht? oder in Tiberias aufgelesen? Dies ist ja sogar bei den Arabern in dieser Beziehung übel berüchtigt. Später löste sich das Rätsel. Während unserer Abwesenheit hatten unsere Leute die Betten zu einem Mittagsschläfchen benutzt. Ezzat war der Verräter. Man leugnete zwar, und Jasin erklärte die Aussage seines eigenen Sohnes für eine Lüge, aber „Tatsachen beweisen“ und „Kinder und Narren reden die Wahrheit“. Es dauerte Tage, bis wir dies unerwünschte Andenken wieder los wurden. Jedenfalls waren wir diese Nacht, wie unser Leiter uns angeraten hatte, sehr wachsam, wiewohl unfreiwillig, und wenn ein Beduine in böser Absicht gekommen wäre, es hätte sich gewiß ein förmliches Schnellfeuer aus den bereitliegenden Revolvern und der „Donnerbüchse“ unsers Botanikers über ihn ergossen.

30. **März.** Niemand hatte unsern nächtlichen Frieden gestört. Um 5 Uhr werden wir geweckt. Der Morgen dämmert und in seinem Licht bemerken wir, daß der Himmel wirklich noch ganz klar ist und scheinbar heute keine regnerischen Absichten hat. Die Stimmung ist darob freudig erregt. Glanzvoll kommt die Sonne herauf, See und Gebirge mit einer Fülle von Licht überschüttend. So reiten wir nach dem Frühstück in den köstlichen Morgen hinein, nordwärts längs des Seeufers. Das Auge wird nicht müde, über die schimmernde Fläche zu schweifen, die heute still und unbewegt in wunderbarem Blau vor uns liegt. Die Berge im Hintergrunde verschieben sich beständig und bieten immer wieder neue, reizvolle Bilder. Bei Tiberias beleben einige Segelboote den See. Alle bewohnten Punkte des jenseitigen Ufers sind in der klaren Luft und dem hellen Licht deutlich zu unterscheiden: die heißen Bäder, Tiberias, medschdel (Magdala), ʿēn eṭṭābira, tell ḥūm (Kapernaum). Ausnehmend schön präsentiert sich Tiberias, ebenso die beiden schroffen Felsvorsprünge, welche den Eingang ins wādi elḥamām kennzeichnen. An unserem Ufer ist nur wenig Leben; aber der Blumenflor, der uns umgibt, ist überraschend reich und schön. Allerlei Kleearten, blaue Luzerne, großblütige, himmelblaue, duftende Lupine, hellrote Gladiolen, viele Bekannte aus der Heimat, aber hier wildwachsend mit einer unglaublichen Üppigkeit. Am Seeufer steht Oleandergebüsch, mit Knospen reich bedeckt; die Blüten erschlossen sich, als wir später am Westufer des Sees südwärts auf der Heimreise begriffen waren. Dazwischen dann auch wieder furchtbare Disteln und Dornen, die schon in der Heiligen Schrift so häufig erwähnt werden, an denen das Land

so reich war und ist. Es gibt ihrer die verschiedensten Arten, die aber auch mit ihren schönen Blüten in dem bunten Vegetationsbilde mitwirken. Manchen unter uns haben sie mit ihren spitzigen Krallen an seinem Gewand festzuhalten versucht, so energisch, daß Nadel und Zwirn den Schaden heilen mußten. Weiter sieht man wohl am Strand hier und da Binsen und Rohr, das vom Winde hin- und herbewegt wird. Größere Bäume dagegen fehlen am See fast ganz, einige strauchartige Jujubenbäume ausgenommen. Nur in der Nähe von menschlichen Ansiedlungen gibt es auch Feigen und Fruchtbäume und vereinzelte Palmen. Das Westufer bietet darin mehr Abwechslung als der Osten; letzterer trägt mehr den Charakter der Steppe, der Einöde, wie die Schrift sagt, oder der „Wüste", wie Luther übersetzt hat. Daß keine vegetationslose Gegend damit gemeint ist, geht aus der gelegentlichen Bemerkung hervor: „es war aber viel Gras an dem Ort" (Matth. 14, 13. 15. 19; Joh. 6, 10 und Parallelstellen).

ḳalʿat elḥöṣn ist die nächste interessante Stätte, an welcher unser Weg vorüberführt, ein Berg, der sich auffällig aus seiner Umgebung heraushebt. Einige Bäume sieht man auf seiner bedeutenden Höhe. Trümmer sollen sich oben in großer Menge finden. Hierhin verlegt man mit großer Wahrscheinlichkeit das alte Gamala. Josephus führt diesen Namen auf das hebräische Wort gamal, d. i. Kamel, zurück und bemerkt, der Berg auf welchem die Stadt lag, habe große Ähnlichkeit mit dem Rücken eines Kamels gehabt (Bell. jud. IV, 1). Und in der Tat, wenn man den Berg von Südwesten her betrachtet, so kann man bei einiger Phantasie diesen Eindruck haben. Zudem paßt auch alles andere, was Josephus an jener Stelle über die Lage von Gamala sagt, die schroffen Abgründe auf drei Seiten sowie der Zusammenhang mit dem übrigen Gebirge auf der vierten Seite, außerordentlich gut auf ḳalʿat elḥöṣn.*)

---

*) Die Identifikation muß als sicher gelten, weil es schlechterdings keinen anderen der Beschreibung entsprechenden Punkt in dieser Gegend gibt. Josephus hat dann geirrt mit seiner Angabe der Himmelsrichtung des Bergzuges (Nord—Süd statt Ost—West). Er unterscheidet Stadt und Burg von Gamala und sucht die letztere auf dem äußersten Ausläufer des Bergzuges, so daß zwischen ihr und der Stadt ein schmaler, leicht zu unterbrechender Rücken liegt. Die „Stadt" lag also nicht auf dem Plateau am Ende des Bergzuges, wie Schumacher und Baedeker annehmen, sondern östlich von dem schmalen Halse des Kamels. Damit kommen wir in die Gegend von ḥarf und sūsie, das den Namen des alten sūsītā = Hippos bewahrt hat. Hier also ist die „Stadt" von Gamala zu suchen, deren Einwohner, wie Josephus sagt, ihren Namen „nicht recht aussprachen". Wahrscheinlich nannten sie eben selbst ihre Stadt nicht „Kamel", was vielleicht eigentlich jüdischer Name der Burg war, sondern „Stute" (sūsītā). Da Hippos hier die eigentliche Bezirkshauptstadt war, fällt ohnedies auf, daß Josephus bei seiner Schilderung der Belagerung von Gamala die ganz nahe gelegene Stadt nicht erwähnt. Auch ist

Mit Leichtigkeit ließ sich auf diesem Gipfel eine Festung errichten, die nach den Begriffen der alten Welt so gut wie uneinnehmbar war, und es war gewiß ein tüchtiges Stück Arbeit, das die Römer unter Vespasian mit der Eroberung des Felsennestes leisteten.

Der Weg entfernt sich etwas vom Seeufer. Wir lassen links gegen den See zu das Gartenhaus eines Effendi liegen, der hier in stiller Weltabgeschiedenheit die Frühlingszeit verbringen mag. Hohe, starke Mauern umgeben die Besitzung und zeigen, daß diese Einsamkeit auch ihre Gefahren hat. Über die Mauern grüßen Granaten und Orangen, ein überaus üppiger Park von allerlei Fruchtbäumen. Weiterhin folgt unmittelbar am Seeufer der kleine aus wenigen Häusern bestehende Ort kurse, bei welchem wir das wādi essamak überschreiten, ein unbedeutendes, silberhelles rauschendes Bächlein zwischen abschüssigen Ufern, so daß der Übergang nicht ganz ohne Schwierigkeiten ist. kurse ist ebenfalls für den Ort des Heilungswunders an dem Besessenen (s. o.) in Anspruch genommen worden, um der Lesart bei Matth. 8, 28 gerecht zu werden. Abgesehen von dem geringen Anklang der Namen spricht kaum etwas für diese Annahme. Hohe Berge sind wohl in der Nähe, aber zwischen ihnen und dem See liegt eine Ebene von etwa 1 km Breite, und der See nimmt hier an Tiefe nur ganz allmählich zu, so daß eine Katastrophe, wie sie von den Evangelisten berichtet wird, hier schwer denkbar ist.*) Aber an ein anderes Wunder des Herrn erinnert uns die Gegend von kurse. Nicht fern von hier haben wir jene Stätte zu suchen, da einst Tausende den holdseligen Worten aus Jesu Munde lauschten und darüber die leibliche Nahrung vergaßen. Dem Herrn jedoch ist ihr Mangel nicht verborgen: er tut seine milde Hand auf und speist die Tausende mit irdischem Brot, nachdem er den Seelen das Brot des Lebens gereicht. Wie werden die einzelnen Züge der Geschichte hier uns so greifbar klar und verständlich! Drüben liegt Kapernaum im hellen Sonnenschein; von dort kam der Herr und das Volk. Hier ist die grasreiche Uferebene, wo sich die Tausende mit heilsverlangendem Herzen um ihn gesammelt, der Blumenteppich, auf dem sie sich gelagert.**) Dort ist

---

so viel gewiß, daß die „Stadt" Gamala, wenn sie auf dem Bergzuge von ḳalʿat elḥöṣn lag, für Belagerungswälle unerreichbar war, also zur Schilderung des Josephus nicht paßt. D.

*) Entscheidend ist außerdem, daß hier das Gebiet von Hippos gelegen haben muß; für ein Gebiet der Gergesener, das sonst nirgends erwähnt wird, fehlt der Raum. D.

**) Die altkirchliche Tradition hat die Speisung der Fünftausend auf das Nordufer des Sees in die Gegend von ʿēn eṭṭabiṛa gelegt. Das ist unsinnig, da dies nicht unbewohnte Gegend war und man in einer halben Stunde nach Kapernaum gehen

der See, von dessen Ufern der Knabe mit den Fischlein und den Broten sich genaht. Und dort wieder ragen majestätisch die Berge, in deren stille Einsamkeit sich der Herr geflüchtet, als die Versuchung an ihn herantrat und sie ihn zum Könige machen wollten. Auf einsamer Höhe in schweigender Nacht hat er vor seinem Gott gelegen im Gebet und so die Kraft gefunden, den ihm von oben gewiesenen Weg zu gehen, der fernab führte von irdischer Macht und Herrlichkeit. Und dann ist er über die empörten Fluten den Jüngern in ihrer Not zu Hilfe geeilt und hat die über seine Erscheinung Erschrockenen beruhigt: „Seid getrost! ich bin es, fürchtet euch nicht!" (Matth. 14, 27.) Selig, wem übers wogende Lebensmeer in Nacht und Not tröstend dieses Heilandswort entgegenklingt! Dann ist der Friedenshafen, wie damals, nicht mehr fern.

Allmählich treten die hohen Bergwände im Osten mehr zurück, die Uferebene gewinnt an Ausdehnung und zwar umsomehr, als auch das Gestade des Sees stark gegen Westen umbiegt. Vor uns liegt die weite, fruchtbare Ebene el-ebṭēḥa, in welcher zahlreiche Beduinen hausen. Ein erheblicher Teil der Ebene ist angebaut, der Rest wird als Weideland für die großen Viehherden benutzt, welche den Reichtum dieser Nomaden ausmachen. Auffällig ist das Rindvieh; es ist dem ägyptischen ähnlich: starkknochige Büffel mit mächtigen abwärts gebogenen Hörnern. Über die ganze Ebene verstreut stehen schwarze Beduinenzelte, bald vereinzelt, bald in größerer Anzahl beieinander. Sobald wir in der Nähe solcher Zelte vorüberkommen, stellt sich der jugendliche Nachwuchs ein, die kleineren Kinder meist völlig unbekleidet. Verwundert und neugierig schauen sie mit ihren blitzenden, schwarzen Augen den fremden Wanderern nach, ohne daß aber ein Ruf nach Bachschisch laut würde. Unser Weg führt jetzt wieder neben dem Seeufer her und wir müssen eine ganze Reihe kleiner Wasserläufe und Teiche durchreiten. Kurz vor dem Örtchen elmesʿadijje wenden wir uns nordwärts und verlassen damit den See, an dessen Ufer wir unvergeßliche Tage erlebt haben. Wie es den Herrn aus allen Sorgen, Mühen und Kämpfen seines Erdenwirkens immer wieder zu den stillen, friedlichen Wassern des Sees von Gennezaret hinzog, so blieb auch

konnte. Eine Rechtfertigung dafür kann man darin finden, daß nach Marc. 6, 45 die Jünger von der Stätte des Wunders „jenseits nach Bethsaida" fahren. Aber „nach Bethsaida" ist wohl durch ein Mißverständnis in den Text gelangt. Nach Luc. 9, 10 geschah das Speisungswunder gerade in der Gegend von Bethsaida, und man gelangte, nach Marc. 6, 53, Matth. 14, 34, von da über den See nach Gennezaret, d. h. nach dem ṛuwēr zwischen medschdel und chān minje. Auch die Speisung der Viertausend ist nach Marc. 7, 31 am ehesten am Ostufer des Sees zu suchen. Das Gebiet von Magedan oder Dalmanuta, wohin man von dort über den See gelangte, ist jedenfalls am Westufer, weil dort Pharisäer und Sadduzäer angetroffen werden, und wahrscheinlich bei Magdala zu suchen. D.

in unseren Herzen die Sehnsucht nach ihm zurück. Mit Freuden begrüßten wir es daher, als später unser Reiseplan dahin geändert wurde, daß wir von ṣafed aus noch einmal zu seinen Ufern hinabsteigen und an ihnen entlang pilgern durften.

Nach kurzem Ritt nordwärts überschreiten wir zunächst den Bach von elmesʿadijje*), dann einen Nebenarm des Jordan, welcher etwas unterhalb von eddikke sich von dem Hauptstrom abzweigt und in einem weiten, nach Südwesten offenen Bogen dem Galiläischen Meer zufließt. Der Wasserstand ist hoch und der Übergang, zu welchem unsere Pferde sich erst nach einigem gütlichen Zureden verstehen, ist für unsere Begleiter zu Esel, Chalil und Ezzat, nicht ohne Gefahr. Schließlich ist aber alles glücklich am anderen Ufer und wir können unsern Weg fortsetzen. Das nächste Ziel desselben ist ettell**), von vielen für die Stätte des alten Bethsaida Julias angesehen, der Heimat des Petrus und anderer Apostel (Joh. 1, 44). Außer dem Heilungswunder an dem Blinden (Marc. 8, 22) hat der Herr auch sonst wohl noch bedeutsam in dieser Stadt gewirkt, so daß das Wehe, welches er um ihres Unglaubens willen über sie ausspricht (Matth. 11, 21; Luc. 10, 13), seine Berechtigung hatte.

Vor uns erhebt sich aus der flachen, grünen Ebene des Jordandeltas ein mäßiger Hügel. Steinbauten jüngeren Datums stehen auf dem südöstlichen Abhang und fallen schon von fern in die Augen. Aber das scheinbare Dorf ist nicht bewohnt; es besteht nur aus festen Vorratshäusern, welche die Beduinen der Ebene el-ebṭēḥa errichtet haben, um darin ihre Getreidevorräte zu bergen; der Zugang ist zuweilen in einfachster Weise durch den aufrecht gestellten Dreschschlitten versperrt. Wir reiten nach Westen zu um den tell herum und machen Halt zur Mittagsrast. Unsere Pferde bleiben am Fuß des Hügels, während wir selbst auf die Höhe klettern, um etwaige Ruinen in Augenschein zu nehmen. Übrigens kein leichtes Stück Arbeit, denn es ist ein förmlicher Wald von mächtigem Dorngestrüpp und Nesseln, durch den wir uns über grobes Felsgeröll hinweg hindurcharbeiten müssen. Die Ausbeute lohnte die Anstrengung kaum, denn an Ruinen aus alter Zeit fand sich nichts.***) Schon diese

*) Oberhalb wādi eṣṣafa, auf dem Kärtchen von Fischer und Guthe ungenau mit dem Nebenarm des Jordan zusammengeworfen. D.

**) An Ort und Stelle sagt man ettell, wie man auch schlechtweg elbaḥra, „der See", sagen würde. Anderwärts sollte man die Bezeichnung tell el-ebṭēḥa anwenden. D.

***) Eben dies war ein wichtiges Resultat. Auch die zahlreichen Vorratshäuser der Beduinen zeigten keine Spuren alter behauener Steine, die sicher verwandt worden wären, wenn man deren an Ort und Stelle gefunden hätte. Außerdem muß „die Stadt der Fischerei" ja notwendig eine Uferstadt gewesen sein, was ebenso gegen el-aḥsēnijje spricht. D.

Tatsache allein läßt die allgemeine Annahme, wir hätten in ettell das alte Bethsaida vor uns, unhaltbar erscheinen. Es bleibt das Wahrscheinlichste, daß Bethsaida Julias nahe der Einmündung des Jordan in den See von Gennezaret lag und daß heute seine Trümmer unter dem Alluvium des Flusses begraben sind, der seit Jahrtausenden hier die mitgeführten Massen Erde und Geröll ablagert.*)

Ein schöner Ausblick bot sich uns von dem Hügel. Südwärts das Delta der Jordanmündung, durch welche der Jordan und seine Nebenarme gleich silbernen Bändern in vielfachen Windungen sich dem See zuschlängeln. Am Ufer desselben sieht man zwei kleine Häusergruppen, elmesʿadijje und elʿaradsch. Einzelne Palmen überragen die kleinen Häusergruppen. Weiter schweift der Blick über den ganzen See und fast alle Ortschaften desselben sind gut erkennbar. Rechts erheben sich zu bedeutender Höhe die Berge Nordgaliläas, links, hinter der weiten grünenden und blühenden Ebene el-ebṭēḥa, die Randgebirge des Dscholan. Daß ettell sich wie kaum ein anderer Hügel in der Nähe zur Anlage eines Schlosses oder einer Burg eignete, kann nicht in Abrede gestellt werden.

Für unser frugales Mittagsmahl war heut ein treffliches Plätzchen auserwählt, das Grabheiligtum des schēch elburdādi, welches von einer riesigen in voller Blüte stehenden Terebinthe überschattet wurde. Bis auf den Erdboden reichten die schönen belaubten Zweige, so daß wir bei unserem Mahl in einer rings geschlossenen, schattigen Laubhütte saßen. Man spielt in Palästina den Bäumen übel mit, soweit sie nicht Fruchtbäume sind, und kennt keine Schonung; aber an dem Baum, der ein Grabheiligtum schmückt, wird niemand sich vergreifen. Der aus rohen Steinen gefügte Grabhügel war wohlerhalten. Ein Stab mit darangebundenen Leinwandfetzen war in den Hügel gesteckt und bewies, daß das einsame Grabmal unter der Terebinthe das Ziel frommer Wallfahrt war.

Nach kurzer Rast setzten wir unsere Reise fort, fürs erste in nordwestlicher Richtung, weil wir noch das nahe eddikke aufsuchen wollten. Bald war es erreicht. Der Jordan rauscht und braust in Stromschnellen an dem Ort vorüber, der einige wenige Reste des Altertums aufweist.**) Von dort ging es auf immer schlechter werdendem Pfad durch wüstes

*) Man wird deshalb nicht an den jetzigen Strand denken, sondern an irgend eine Stelle innerhalb des jetzigen Jordandeltas. D.

**) Es gibt nur an einer Stelle alte behauene Steine, die einem einzigen Gebäude angehört zu haben scheinen, das den Skulpturen nach keine Synagoge sein konnte. Jetzt sind die Steine zu einem neuen Bauwerk verwandt. Eine griechisch-römische Stadt von Bedeutung hat hier nicht gelegen. D.

Basaltgeröll auf die Hochebene östlich vom Jordan hinauf. Der Weg führte dann nordwärts, aber in ziemlicher Entfernung von dem Fluß, so daß man wohl zuweilen den Taleinschnitt desselben, aber nicht den Wasserspiegel zu sehen vermochte. Nach kaum einer Stunde stießen wir auf unser Gepäck, das auf dem direkten Wege gezogen war. Die Hochebene, welche wir durchquerten, liegt etwa 150 bis 200 m über dem Jordantal. Nur einzelne breite Bodenwellen waren zu überwinden, aber infolge seines Gerölls war der Weg unendlich ermüdend für die Tiere. Häufige Eichen*), einzeln und in kleineren Gruppen, bieten dem Blick Abwechslung. Man muß allerdings dabei nicht an die Riesen unserer heimatlichen Wälder denken; zu solcher Größe bringen es die Eichen Palästinas nicht. Das Gelände schien fruchtbar zu sein, trotzdem war es sehr wenig angebaut. Im allgemeinen war die Gegend menschenleer; ganz vereinzelte Wanderer zogen an uns vorüber, und ein Dorf trafen wir überhaupt nicht an.

Allmählich nahmen wir die Richtung wieder westlich dem Jordan zu, und die Sonne neigte sich schon abendwärts, als wir am Rande der Hochebene anlangten und von hier aus zum Jordan hinunterblickten, der 100 m unter uns rauschend dahinschoß. Auch gegen Norden eröffnete sich durch das Jordantal ein schöner Blick auf baḥrat elḥūle, den in der Bibel nicht erwähnten Schilfsee mit seinen grünen Wiesenufern. Unmittelbar am Rande des Sees, zwischen Laubbäumen fast ganz versteckt, lag eine jüdische Kolonie, jesud hammaʿalā. Die roten Ziegeldächer winkten im letzten Strahl der Abendsonne freundlich herüber und erweckten fast den Eindruck eines deutschen Dorfes; nur der Kirchturm fehlte und das Abendgeläut. So schön die Lage ist, so wenig ist sie der Gesundheit der Kolonisten zuträglich. Die Gegend um den ḥule-See ist sumpfig und fiebererzeugend, und der Gedanke einer Anlage dort unten war wohl kein sehr glücklicher. Nicht viel besser steht es mit einer anderen jüdischen Kolonie, mischmar hajjardēn, welche uns schräg gegenüber auf gleicher Höhe am Westufer des Jordan lag. Sie bestand aus einer größeren Anzahl stattlicher Gebäude, deren Neuheit bewies, daß sie noch nicht lange ihren Zwecken dienten. Die Zahl der jüdischen Kolonien Palästinas hat in den letzten Jahren stetig zugenommen; meist sind es Fruchtbaukolonien, nur am ḥūle-See werden vornehmlich wohlriechende Sträucher für Essenzen kultiviert. Ob das Experiment mit diesen jüdischen Kolonien gelingen wird, kann sich erst in der Zukunft ausweisen. Die bisher gemachten Erfahrungen reichen nicht aus, um sich ein abschließendes Urteil bilden zu können. Die Meinungen sind gegen-

*) Auch hier Quercus lusitanica. D.

wärtig noch sehr geteilt selbst bei den deutschen Ansiedlern, denen man auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen ein Urteil darüber zutrauen darf.

Von unserer Lagerstelle, die wir mischmar hajjardēn gegenüber bezogen, konnte man den Lauf des Jordan von seinem Ausfluß aus dem ḥūle-See abwärts bis zu der Stelle verfolgen, wo er sich zwischen den ihn einzwängenden Bergen hindurchwindet. Seine Breite beträgt hier etwa 20 m. Unterhalb von unseren Zelten befindet sich eine der wenigen Jordanbrücken. Sie stammt aus dem Mittelalter, ist aus Stein erbaut und überspannt in drei hohen Bogen den Fluß. Eine altberühmte Straße überschreitet hier den Fluß, die sogenannte via maris. Sie verband die Küste des Mittelmeeres mit dem Hinterland, vor allem mit Damaskus. Der Name der Brücke, dschisr benāt ja'ḳūb (Brücke der Töchter Jakobs), ist auffallend. Die arabische Legende hat offenbar Ereignisse willkürlich an diese vielbegangene Furt verlegt, welche sich nach dem Zusammenhang des Alten Testaments an anderen Orten zugetragen haben. *) Eine andere Erklärung besagt, es habe sich in der Nähe ein Kloster jakobitischer Nonnen befunden, von denen die Brücke ihren Namen bekommen habe. Die Kreuzfahrer errichteten zum Schutz der Straße und Brücke etwas unterhalb derselben auf dem rechten Jordanufer ein Kastell, welches jedoch seinem Zweck nur ein Jahr diente. 1178 war es erbaut worden, und schon 1179 nahm Saladin es ein und ließ es schleifen. Mächtige Erdwälle zeigen heute noch die Stätte an, wo es stand; deutlich konnte man sie von unserem Lagerplatz aus unterscheiden. Gegenwärtig steht unmittelbar neben der Brücke das unvermeidliche Zollhaus, aber auch für die Bequemlichkeit der durchziehenden Karawanen ist gesorgt durch einen Chan und ein Kaffeehaus, in welchem „Töchter Jakobs" die Wirtinnen waren.

Die Dunkelheit bricht schnell herein. Ejjubs Herdfeuer loht hell zum Himmel auf, an dem leuchtend das Heer der Sterne aufzieht. Ob sie gutes Wetter verheißen? Oder trügen sie, wie so oft schon auf unserer Fahrt? Wir finden uns im Hauptzelt zum gemeinsamen Abendessen zusammen; der mit Geröll im hohen Gras besäte Weg dahin ist übrigens bei der Dunkelheit nicht ganz gefahrlos. Nie haben wir einen entsetzlicheren Rastplatz gehabt, auf dem man auch bei hellem Tage auf jeden Tritt Acht geben mußte, um seine Glieder vor Schaden zu bewahren. Bald darauf geht alles zur Ruh, müde von des Tages Last und Hitze. Wir befehlen uns und alle unsere Lieben in der fernen Heimat in Gottes treue Hände zu sicherer Hut. Wie oft wandern unsere

---

*) Die Gräber der „Töchter Jakobs" zeigt man im Hain von bānijās. Siehe S. 92, Anm. D.

Gedanken weithin über Meer und Land heimwärts, zumal im stillen Abenddunkel! Über uns funkeln die Sterne und in der Tiefe rauscht uns der Jordan das Schlummerlied.



4. Im Dscholan und an den Jordanquellen.

Von Pfarrer Dr. V. Schwöbel in Mannheim.

Wer sich hübsch an die Landstraße hält, verirrt sich nie,
seine Reise wird aber auch danach.

31. März. Der vorletzte des Monats hatte sich so schön angelassen; er war einer der wenigen regenlosen Tage, seitdem wir über den Jordan gezogen waren. Nun hofften wir, es gewonnen zu haben, nun werde sich alles, alles wenden, nun folge auf Regen Sonnenschein. Auf unserem Programm für den letzten März stand darum, vor dem Abmarsch nach dem Dscholan, in corpore, besser herausgeputzt als gestern, den „Töchtern Jakobs" an der Brücke einen Besuch zu machen und dabei den photographischen Apparat spielen zu lassen, ja, wenn irgend möglich, wollten wir auch eine der beiden Judenkolonien, diese vielbesprochenen Schöpfungen neu erwachter Liebe abendländischer Juden zum Lande ihrer Väter, in der Nähe besichtigen. Aber es ist ein Jammer, all diese Hoffnungen wurden zu Wasser. Denn in der Morgenfrühe tröpfelte es; schnell brach man die Zelte fast über den Köpfen der Schlafenden ab, damit sie nicht zu naß würden und sich so die Last für die Maultiere noch vergrößerte. Und dann ging es, statt abwärts ins Tal zu reiten, fast über Hals und Kopf auf die Höhe — wir sollten den rauschenden Jordan, die Brücke und den Spiegel des nahen ḥūle-Sees nur aus der Ferne gesehen haben. So gratulierten sich diejenigen von uns, die abends zuvor die Zeit zu einem kurzen Besuch ausgenutzt hatten.

Durchaus nicht „mit dem Geschick in hoher Einigkeit" brachen wir auf nach dem Dscholan. Unser einziger Trost war, daß wir dahinritten auf der altberühmten „via maris", so genannt nach Jes. 8, 23, weil sie von Damaskus nach dem Meere, d. h. nach Westen, führte. Wir ließen an unserem Geiste vorüberziehen das reiche Leben, das hier durchgeflutet in besseren Tagen, im goldenen Zeitalter Syriens, als die Römer mit

starker Faust diese ostjordanischen Bezirke am Rande der Wüste an den Westen angegliedert hatten und durch starke Militärkräfte die kulturfeindliche Wüste und ihre Söhne fernzuhalten wußten. Sie hatten diese Straße gepflastert und errichteten Zollstätten daran. Vielleicht saß der Zöllner Levi in Kapernaum an einer solchen. Damals blühte die Gaulanitis, und die Ruinen und Namen von Griechen- und Römerstätten bezeugen diese Blüte bis heute. Aber sie verwelkte, wohl nicht auf einmal, wie wenn ein Reif in einer Maiennacht fällt, etwa mit dem Einbruch der Araber nach der mörderischen Schlacht am Jarmuk im Jahre 634 n. Chr., aber doch allmählich, als die Landschaft mit ganz Syrien einen harten Herrn mit einem immer noch härteren vertauschte, und die Türken im Anfang des 16. Jahrhunderts die traurige Erbschaft antraten. Noch im Mittelalter gelangten auf dieser alten Straße die Erzeugnisse Indiens über den persischen Golf, Bagdad und Damaskus an die Küstenstädte des Mittelmeeres, in die Faktoreien der Venetianer und Genuesen, um von diesen dem Abendland vermittelt zu werden. Heute ist diese Straße zwar nicht ganz vereinsamt, da immer noch, in der Erntezeit besonders, Getreidekarawanen aus dem Hauran hier durchziehen; aber das große damaszenische Handelszentrum hat einen anderen, leichteren Anschluß nach dem Westen gewonnen, nach Beirut zu, durch die Libanoneisenbahn. Der erbärmliche Zustand der Straße, auf der wir im Nebel dahinzogen, redete eine deutliche Sprache. Oder sind nicht die Verkehrswege ein Gradmesser der Kulturhöhe eines Landes?

Nachdem wir schon eine Stunde in unseren Reflexionen dahingeritten waren, den Rand des Plateaus oberhalb der Brücke der Töchter Jakobs längst hinter uns gelassen hatten und auf der fast ebenen Hochfläche mit verstreuten Ruinenplätzen landeinwärts gezogen waren, machte uns die Richtung unseres Weges verglichen mit der Karte doch endlich stutzig*) — und wir erfuhren zu unserem Leidwesen, daß wir gar nicht auf der via maris uns befanden, sondern im Nebel gleich am Anfang oder bald nachher auf eine Abzweigung derselben geraten und anstatt nordöstlich direkt nach unserem nächsten Reiseziel elḳunēṭra zu weit ostwärts geritten waren. Wir befanden uns auf dem besten Weg nach naua und dem Hauran und hatten uns nordöstlich zu wenden, um in der Nähe des tell abu enneda endlich auf die wahre via maris zurückzukommen. Doch wenn der geneigte Leser meinen sollte, wir hätten dort angelangt unsere Betrachtungen über die einstige Handelsbewegung auf der via maris von neuem aufgenommen, so ist er doch im Irrtum: das Pulver war verschossen, und bei etlichen überwog der Ärger den Humor bei der Geschichte. Dazu der

*) bei el-aḥmēdijje. D.

Kampf mit den an diesem Morgen besonders unanständigen Hengsten. Ich kenne einen, der ging an diesem Tag ausnahmsweise viel zu Fuß.

Wie präsentierte sich nun die alte Gaulanitis? Blühende Dörfer? Schöne Getreidefluren? Wälder und Wiesen? Nichts von alledem. Denn dieser nördliche wie auch der mittlere Teil des Dscholan ist im Unterschied vom südlichen steinig und eignet sich im allgemeinen weniger zum Ackerbau als zur Weide und Viehzucht. Ruinenplätze sahen wir etliche am Wege liegen, und gelegentlich waren sie wieder besiedelt, vielleicht erst seit kurzem, oder nur vorübergehend. Mißtrauisch gaben die Leute die Namen ihrer Dörfer gar nicht an, sonst wären wir wohl schon eher darauf gekommen, daß wir nicht auf dem richtigen Wege waren. Die Bevölkerung ist nur halb ansässig. Einmal zogen wir durch ein Winterdorf mit massiven Schilf- und Strohhütten. Der Winter ist nämlich hier oben rauh und kalt, so daß die Nomaden das luftige Zelt doch gerne mit einer behaglicheren Wohnstätte vertauschen. Die Natur selbst zwingt hier den Menschen zum Aufgeben seiner nomadisierenden Lebensweise; anderseits ist sie wieder zu karg in ihren Gaben, um zu dauernder Ansässigkeit während des ganzen Jahres zu locken. Im südlichen Dscholan sollen sie sich schütteln und fester in ihren Schafpelz wickeln, wenn sie über diesen nördlichen Landstrich befragt werden. Das Landschaftsbild selbst war unter dem trüben Himmel und Nebel mit gelegentlichem Regen wenig freundlich. Es ist eben ein schwach welliges Plateau, doch sind die Wellen gelegentlich hoch genug, um dem Blick des Nachzüglers die vorausgezogene Freundesschar zu entziehen und ein Sichverirren zu ermöglichen, insbesondere da bei der Menschenleere ein Zurechtfragen seine Schwierigkeiten hatte. Schumacher redet in seiner Beschreibung des Dscholan noch viel von Wald*); mir ist solcher wenig erinnerlich. Möglicherweise hätten wir davon mehr gesehen, wenn wir nicht von der richtigen Straße abgekommen wären; vielleicht haben damit die Tscherkessen in den letzten 20 Jahren gehörig aufgeräumt! Ich habe das Land nur vor Augen als eine fast baumlose Hochebene, die sich gegen Osten von 500 m am Rand oberhalb der Jordansenke bis auf 1000 m bei elḳunēṭra allmählich senkt. Die Wege wurden, je näher wir diesem Regierungssitz im Dscholan kamen, um so grundloser von langem Regen. Überall sah man Lachen und Pfützen, ja Teiche stehen.

Was der Landschaft eigentlich Charakter verleiht, das sind die vielen

---

*) So auch die Karte Schumachers, welche hier und zwischen elḳunēṭra und bānijās viele Strecken als Wald bezeichnet, die jetzt diese Bezeichnung nicht verdienen und auch nicht aussehen, als seien sie in neuerer Zeit bewaldet gewesen. Auch sonst ließ uns die an sich verdienstvolle Karte Schumachers hier und anderwärts mehrfach im Stich. D.

auf das Plateau aufgesetzten erloschenen Vulkanberge, an die Berge des Hegau, den Hohentwil, Hohenkrähen u. a. erinnernd, kegelförmig aus der Ebene unvermittelt aufragend und von der geologischen Vergangenheit dieser Landschaft zeugend. Der Dscholan samt den daran grenzenden Gebieten des Hauran, Ledscha usw. gehört zu den größten und ausgedehntesten Lavadistrikten unseres ganzen Planeten.

Da standen sie nun, diese Lavaberge, in Reih und Glied, die einst so gewaltig getobt und aus ihren Schlünden das ganze Land mit glühender Lava überschüttet hatten. Schwarz ist jeder Stein, von der Erosion eigentümlich zerfressen oder durch den raschen Wechsel von nächtlicher Kälte und der Sonnenhitze am Mittag entzweigeborsten. Daher nennt Schumacher diesen Teil den steinigen Dscholan. Eine Reihe solcher erloschener Vulkane, etwa vom Fuß des Hermon südöstlich ziehend, bildet die Wasserscheide des Plateaus, die aber wenig ausgeprägt ist. Unser Weg führte uns zwischen dem tell abu jūsif (1029 m) und tell abu-lchanzīr (1164 m) hindurch und schließlich südlich vorüber am gewaltigen tell abu-nneda (1257 m), der in unmittelbarer Nachbarschaft von elkunētra liegt. Diese Vulkanreihe setzt sich weithin nach Südost längs des wādi errukkād fort, wie wir selbst später von höherer Warte aus konstatierten.

Als wir endlich, ohne eine Pause gemacht zu haben, nachmittags gegen 2 Uhr auf der via maris den Mittelpunkt dieser Landschaft, das mehrfach schon genannte elkunētra erreichten, galt es zunächst, einen Platz für unser Zeltlager ausfindig zu machen; denn bei der Feuchtigkeit des Bodens und den Niederschlägen, denen wir noch entgegensahen, war dies von hoher Wichtigkeit. Sonst saßen wir bei dem ebenen Terrain, wo der Abfluß nicht leicht von selber sich gab, zuguterletzt in einer Pfütze. Es heißt aber, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgehe. Trotz vielen Bemühens kam es schließlich doch so weit. Denn die tscherkessische Bevölkerung erwies sich nicht als sehr entgegenkommend, und der uns geleitende türkische Polizeibeamte, ein gebürtiger Damaszener, wollte aus Politik keinen Druck zu unseren Gunsten ausüben. So führte man uns endlich über den Bach, den Abfluß der mitten in der Ortschaft entspringenden prächtigen klaren Quelle, der auch nach dem Namen der Ortschaft selber genannt wird. Auf einer Wiese neben einer Kaffeehütte, offenbar einem Volksbelustigungsplatz, ließen wir uns nieder und machten unseren Mittag.

Dort passierte es uns das erste und letzte Mal auf unserer Tour, daß unsere tezkere's (Inlandspässe) verlangt wurden. Ohne Grund faßt man dies wohl als Mißtrauensvotum auf. Vielleicht war es nur

Wichtigtuerei des Polizeibeamten oder noch eher Neugier des vereinsamten Stadtkindes, der auf diesem abgelegenen Posten sich freute, fremde Gesichter zu sehen, und daraus einige Abkürzung seiner Langeweile erhoffte. Leider zeigten wir uns aber sehr wenig zu weiterer Annäherung bereit, da wir wie vornehme Leute genug an uns selber hatten.

Unsere Gepäckkarawane war trotz des Umwegs, den wir gemacht hatten, noch nicht zu sehen; wir hatten uns restauriert — was sollten wir mit der freien Zeit anfangen? Mehr als gewöhnlich stand uns zur Verfügung. Sollten wir sie vergeuden in Besichtigung des einförmigen langweiligen Tscherkessendorfs — pardon! „Stadt" muß es heißen — so will es der hier residierende Kaimmakam! Früher bestand hier nur ein Karawanserai mit einem Militärposten wegen des hier durchziehenden Karawanenhandels. Am Anfang des vorigen Jahrhunderts traf es der Reisende Burckhardt noch verlassen. Es ist eine neue „Stadt"; dies zeigt sich auch an den geraden Straßen. An der breiten Hauptstraße ist sogar ein erhöhtes Trottoir. Dort finden sich auch die Läden der damaszener Kaufleute. Die Bewohner sind meist Tscherkessen. Wir sahen eine Chaussee im Bau, schnurrstracks von elḳunēṭra nach Damaskus. Von der Sauberkeit der Gassen weiß Schumacher viel zu rühmen. Wenn wir diesen Eindruck nicht gewannen, so mochte das am langen Regenwetter liegen. Ob die Stadt noch eine Zukunft hat? Die Umgebung ist ja sehr fruchtbar, und die Tscherkessen sind fleißig; aber ob ihr die Verkehrslage viel Gewinn und Leben zuführen wird? Die via maris ist ja schon durch die Libanonbahn halb erstorben; wie wird es erst werden, wenn die im Bau begriffene Bahn von Damaskus durch das Jarmuk-Tal über bēsān nach Haifa fertiggestellt sein wird?

Genug! Das Kommen und Gehen menschlicher Schöpfungen zu sehen und ihre Bedingungen zu erlauschen, hat seinen eigenen Reiz, und ein archäologisches Institut hat ohne Zweifel in erster Linie die Aufgabe, den Überresten des Gegangenen nachzuforschen, Altertümern und Inschriften nachzuspüren. Und vielleicht hätten wir auch in elḳunēṭra zu den bekannten Inschriften eine neue hinzugefunden, da sich offenbar in römischen und byzantinischen Zeiten hier eine Siedlung befand. Allein unser Sinn stand nach etwas anderem: der mächtige Bergkegel des abu enneda sollte uns nicht so nahe gerückt sein, ohne daß wir den Versuch gemacht hätten, ihn zu besteigen, und dort nicht bloß die gewaltige Kraterbildung zu bewundern, sondern uns auch dieses eigentümliche Land von oben anzusehen. Bergsteigen ist nicht jedermanns Ding. Zudem wollten mehrere von den Freunden die türkische Post, die es in elḳunēṭra als einem Regierungssitz gab, aufsuchen. Sie hatten sich postlagernd Briefe dorthin bestellt — in grandiosem Optimismus: es waren natürlich

keine da. Denn die türkische Post arbeitet zwar viel sicherer als man gewöhnlich annimmt, aber man muß ihr Zeit lassen. So gingen wir denn nur zu zweien fröhlich „zum Städtele naus"; der unter den Kameraden, der ebenda zu Hause ist, wo dieses Lied heimisch ist, wo die hochragenden Berge und Burgen der Alb weit ins Land hinausschauen und noch ganz andere Anforderungen an den Fußgänger stellen als der Vulkan vor uns im Dscholan, war mit von der Partie. Nachdem wir uns durch den tiefen Schmutz der Wege in der nächsten Umgebung der Ortschaft hindurchgearbeitet hatten, kamen wir auf die weitere Gemarkung mit wohlbestellten Fluren; denn hier rings ist das Land sehr fruchtbar und als Ackerland zum Anbau geeigneter als die heute morgen durchzogenen, von Halbnomaden bewohnten westlichen Gebiete. Auch sind die von der türkischen Regierung angesiedelten Tscherkessen fleißigere Leute als die Beduinen. Verwundert genug wurden wir zwei Wanderer aus der Ferne von den vom Felde Kommenden angeschaut, bis sich einer, er schien ein Chajjāl (berittener Polizist) der Regierung zu sein, ein Herz faßte, uns zu fragen: woher? wohin? Wir erklärten, „das Wetter sei so schön, wir wollten drum spazieren gehn." „Doch nicht gar weit?" — er wollte uns doch gewarnt haben, daß wir uns auf den Abend nicht allzuweit aus dem Frieden der Stadt entfernen möchten. Er glaubte am Ende, wir wollten wie Handwerksburschen durch den Dscholan ziehen; solche sind durchaus keine rare Erscheinung im heiligen Lande, wie vielleicht etwa ein geneigter Leser meint. Wir konnten den Besorgten aber über unser Vorhaben beruhigen.

Die 250 m, die der tell abu-nneda über der Hochebene bei elkunētra aufragt, waren bald überwunden. Der östliche Teil des Kratergürtels steigt von Nord nach Süd an, und stößt im Norden an den Abhang des Nachbarvulkans tell el'urām. Von dem dadurch gebildeten Sattel aus stiegen wir wie auf einem Kamm aufwärts, hinauf bis zum höchsten Punkte. Wir schauten dabei nach Westen hinein in den gewaltigen, teilweise zerstörten Kraterring, dessen Abhänge schön angebaut werden, und darüber hinaus nach den Bergen Obergaliläas. Aus dem Kamme selbst ragen gewaltige Lavastücke auf, über die ich mir nicht recht klar werden konnte. Die Spitze des Kammes wird von einem weli oder kleinen muslemischen Heiligtum des abu-nneda eingenommen, das aus zwei mit Kuppeln gedeckten Teilen besteht. An der Türschwelle waren die frischen Blutspuren eines Opfers zu sehen, das dem hier vermeintlich begrabenen Heiligen dargebracht worden war. Auch sehen wir am Dach des weli die von Schumacher angeführte merkwürdige Skulptur, nämlich ein 70 cm hohes, aus Basalt gearbeitetes Bild eines Vogels, das an ägyptische oder persische Kunst erinnert. Nachmittags soll die Umsicht

von hier oben herrlich sein, wenn sich die Morgennebel, die dem Krater zu entsteigen scheinen, verzogen haben. In Wirklichkeit werden es feuchte Westwinde sein, die beim Ansteigen an der Vulkanreihe sich kondensieren, und der Umgegend reichlich Tau und Feuchtigkeit bringen. War die Aussicht, die wir hatten, auch nicht vollkommen, so reute es uns doch wahrlich nicht, den Berg erstiegen zu haben, denn wir übersahen nicht bloß gegen Osten das siedlungsreiche Land in der Umgebung von elḳunēṭra und die Reihe von Vulkanbergen, die nach Norden und nach Südosten dahinzieht, sondern wurden auch eines schönen Blickes auf die schneebedeckten Höhen des Hermon gewürdigt.

Da die Nacht über unserem Schwelgen in Naturgenüssen herabzusinken drohte, sprangen wir in großen Sätzen den Berghang, der von weicher gelblicher Erde bedeckt war, hinab direkt nach elḳunēṭra und waren im Nu am Fuß des tell angelangt, von wo wir ohne alle Gefährdung bereits in der Dunkelheit durch die morastigen Straßen nach der „Stadt" und über den Bach zu unserer Zeltniederlassung uns zurückfanden.

1. April. In elḳunēṭra ist es auch im Sommer kühl. Wir spürten es des Nachts in unseren Zelten. Aber die Kühle wäre noch zu ertragen gewesen, wenn es nur in der Morgenfrühe des 1. April nicht so tüchtig geregnet hätte; es regnete sogar durch das Zelt, und als wir heraustraten, war unser Zeltlagerplatz eine große Pfütze. Der Abschied von elḳunēṭra wurde uns darum nicht schwer, höchstens insofern, als die Mukaris von einem Weiterziehen nichts wissen wollten, bevor nicht die Zelte wieder trocken geworden seien. Diese armen Teufel hatten einen schweren Stand, denn sie mußten die Nächte im Freien kampieren, neben den Zelten. Wer sollte das aber mit Lust auf die Länge aushalten, wenn sie ein Mal übers andere begossen wurden? So machten sie denn an diesem Morgen die ernstlichsten Vorstellungen und wollten nicht weiter mit ihren Tieren, weil die Wege hier allesamt vom Regen ganz aufgeweicht waren. In der Tat fragte es sich eine Zeitlang, ob wir nicht liegen bleiben müßten. Aber wir wollten alle von dem langweiligen elḳunēṭra weg, auch auf die Gefahr hin, in bānijās in einem Privathaus Unterkunft suchen zu müssen, was in Anbetracht der damit unvermeidlich verbundenen Ungezieferplage auch keine tröstliche Aussicht schien. Nach längeren Verhandlungen, in denen unser Leiter eine schon fast orientalische Ruhe und Geduld bewies, ritten wir endlich weg, vorbei an der im Norden der Ortschaft stehenden Windmühle, deren Flügeln bei einem unbeweglichen Dach von den hier herrschenden starken Winden arg zugesetzt ist. Die Jordanquellen wollten wir sehen und lieber an diesem

vielberühmten Punkt besseres Wetter abwarten als hier auf der Hochebene des einförmigen Dscholan. Der ewige Kampf mit den übermenschlichen Gewalten von Wind und Wetter könnte ja auf die Länge die Lust am Reisen etwas dämpfen, und man begreift dann das Wort der Französin Staël, die das Reisen als ein zweifelhaftes Vergnügen bezeichnet. Wir aber ließen solche Stimmungen nicht aufkommen. Mit goldigem Humor griff einer dem anderen unter die Arme. So schlugen wir auch an diesem trüben Morgen nicht einmal den nächsten Weg nach bānijās ein, sondern machten einen Umweg, der uns an dem geheimnisvollen Phialasee, heute birket rān, vorüberführte. Da wir uns dem Fuß des Hermon näherten, dessen schneeiger langer Kamm aus den Wolken vor uns hervorlugte, hob sich das Terrain, das wir durchzogen, ständig sachte, bis wir eine Art Paß, 1152 m hoch, überschritten, der uns in eine weite muldenartige Fläche, merdsch elbuḳā'ti, hinabführte, die Schumacher als einen alten Krater bezeichnet, von riesiger Ausdehnung wie die Mondkrater. Wir bogen dann in die Straße ein, welche von Damaskus um den Südfuß des Hermon herum nach den Jordanquellen und von da weiter nach Tyrus und Sidon führt, und sahen dann, lang genug in Spannung gehalten, wann denn endlich einmal der See komme, in der Nähe des Dorfes elmes'adi plötzlich in der Tiefe, wie in einer Schüssel — daher der griechische Name — die fast kreisrunde birket rān*) vor uns liegen, rings umgeben von ansteigendem kahlem Terrain, in grandioser Stille. Josephus erklärt diesen See für die eigentliche Jordanquelle und erzählt im Jüd. Krieg III, 10, 7, der Tetrarch Philippus habe den Zusammenhang seiner Wasser mit denen der Jordanquelle durch Hineinwerfen von Zweigen erwiesen, die in bānijās wieder ans Tageslicht getreten seien. Diese Geschichte ist aber entweder eine Verwechslung oder ein Märchen. Man konnte es früher nicht begreifen, wohin die Wassermassen eines abflußlosen Sees kämen, wenn sie nicht unterirdisch in unsichtbarem Kanal abflössen. So erklärte man sich das abflußlose Tote Meer, in das doch der Jordan nicht blos, sondern noch andere Flüsse ständig ihre Wasser ergießen; so auch den Phialasee. Daß die ständige Verdunstung infolge des Trockenklimas in jener Tiefe und hier in dieser Höhenlage (1024 m über dem Meeresspiegel) genüge, um das Problem zu lösen, dies zu erkennen blieb der Neuzeit vorbehalten.

Drohende Wetterwolken, die vom Westen herüberzogen, mahnten leider zur Abkürzung der Rast und etwaiger Untersuchungen an diesem Becken, das nichts anderes als ein alter Kratersee ist. Der Himmel

*) Das arabische rān „Tränktrog" gibt dem Namen eine etwas andere Wendung. Im übrigen siehe Tafel 4, Abbildung 3. D.

war uns aber gnädig, die Wolken zogen grimmig an uns vorüber und der schönste Teil des Tagemarsches stand uns bevor. Denn die Schlucht des nahr essa'ār*), die sich rasch zum oberen Jordangebiet senkt, ist wie die meisten Täler, die ins ṛōr münden, höchst malerisch — mit schönen Ausblicken auf die Jordanaue in der Tiefe und darüber hinweg nach dem galiläischen Oberland, sowie auf einige hochgelegenen Ortschaften rechts von unserem Wege, wie medschdel eschschems und 'ēn errīḥān, und vor allem auf das imposante Bergschloß ḳal'at essubēbe.**) Die Talrinne mit dem rauschenden Bache senkt sich nicht ebenmäßig, sondern wo der Fluß harte Gesteinslager durchsägen muß, kommt es zu malerischen Wasserfällen, die ganz an die Schweiz erinnern.***) Die Menschen, die uns hier begegneten, hatten einen ganz anderen Typus und andere Tracht als weiter südlich. Waren es Drusen oder Nosairier vom Libanon — ich weiß es nicht. Herz und Auge an den Naturschönheiten weidend, stiegen wir gemächlich zum nördlichsten Punkt unserer Reise, nach bānijās, dem alten Caesarea Philippi, herab. Das Plateau des selten besuchten Dscholan mit seinen Vulkanen lag hinter uns, wir befanden uns auf der oberen Stufe des Senkungsgebietes des Jordan, das sich nach Süden bis zum Toten Meer immer weiter vertieft, bis es mit dem Spiegel des letzteren 394 m unter das Meer abgesunken ist. Und waren bisher die Beziehungen der von uns berührten Gebiete und Örtlichkeiten zur heiligen Schrift spärlich, so stehen sie uns nun gleich reichlich aus dem Alten und Neuen Testament zu Gebote.

Über die Lage des heutigen bānijās war ich etwas enttäuscht. Ich hatte mir diese Siedlung höher gelegen, burgartiger vorgestellt. Sie liegt auf einer Art Terrasse, die den Sockel des Hermonkolosses darstellt; rings erheben sich rasch die Berge, nur nach West und Südwest ist es offen. Interessant ist der Einzug: über eine Brücke geht es durch das alte Burgtor, das als antik bezeichnet wird; denn die alte Residenz des Tetrarchen Philippus ist so zusammengeschrumpft, daß sie ganz innerhalb der alten Burgmauern Platz hat. Wie anheimelnd aber sind die vielen Bäume, die hier zwischen den Ruinen grünen! Die engen Gassen mögen auch hier zu anderen Zeiten sauberer sein: wir konnten sie nicht loben. Die

---

*) Baedeker nennt das Tal irrtümlich wadi za'āre. Man sagt essa'ār und essa'āri. Die englische Karte und Schumacher haben schon das richtige. D.

**) Dieser Name ist historisch, aber in bānijās ganz unbekannt. Man sagt ḳal'at ennamrūd „Nimrodsburg". D.

***) Den schönsten dieser Wasserfälle zeigt Abbildung 3 auf Tafel 2. — Übrigens sollte der nahr essa'ār als ein Quellfluß des Jordan gelten, mit dem das Wasser der Quelle von bānijās sich vereinigt. Nur die Fülle und merkwürdige Lage dieser Quelle hat ihr den alten Ruhm, „die Jordanquelle" zu sein, verschafft. D.

Bevölkerung ließ uns hier erstmals wieder nach den langen Märschen im Ostjordanland den fast vergessenen Bachschisch-Ruf ans Ohr klingen, — sie ist verwöhnt durch die vielen durchreisenden Franken, die auf ihrem Überlandweg nach Damaskus regelmäßig hier Station machen. Oft hörten wir auch ein wie ein Schimpfwort klingendes „banjo!“ Wir wußten es uns nicht zu erklären, und die bāniāsijje blieben erst recht die Erklärung auf Befragen schuldig. Erst später, in Nazaret, ging mir ein Licht auf, als ich dort den Gruß „bonju“ zu hören bekam. Es war nichts anderes als ein verdorbenes „bonjour“, das man den Fremden abgelauscht hatte.

Unser Quartier bezogen wir im Söller eines zweistöckigen Hauses, da die Zelte auf dem näheren Wege nicht vor uns eingetroffen waren. Wer konnte wissen, ob sie überhaupt kämen? Als dann die Karawane schon nach eingetretener Dunkelheit doch erschien, waren wir froh, unsere Betten zu haben, mußten uns aber in drangvoller Enge behelfen. Doch jetzt litt es uns nicht länger in der Behausung. Die paar Stunden Licht und Sonnenschein, die Gott uns noch spendete, galt es auszunützen. So strömten wir eiligst hinaus, um dem Rauschen der mächtigen Jordanquelle zu lauschen. Wie stach das reiche Grün der parkartigen Umgebung des kleinen Ortes wohltuend ab gegen die Kahlheit der steinigen, von schwarzen Basalten starrenden Dscholanflächen! Überall rinnen und gurgeln Bäche klaren Wassers dahin. Ich habe wenig Punkte in Palästina gesehen, die an die malerische Schönheit von bānijās heranreichen. Besonders schön ist der Friedhof voll herrlicher Bäume, der in der Tat in ganz Palästina nicht seines gleichen hat. Die schönsten Bäume gelten als heilig*); die untersten Zweige sieht man mit Fetzen von Kleidungsstücken behängt. Das sind keine Opfergaben. Eine solche Meinung würde von jedem Einheimischen verlacht werden: wer dürfte eine solch elende Sache der Gottheit darbringen?! Es sind nichts als Zeichen, daß der betreffende Andächtige an dem heiligen Platze war. — Die Terrasse, auf der bānijās steht, lehnt sich hinten an die steilen Hänge und Vorberge des Hermon; und eben dort, vor einer Felswand mit einer jetzt wasserlosen Höhle, bricht der Jordan hervor. Unvergeßlich ist das Bild, wie alles am Boden unterhalb einer Schutthalde von quellendem Wasser sprudelt, auf einer langen Linie von mindestens 10 m. Gesträucher aller Art um-

---

*) Unter ihnen befinden sich die Gräber der „Töchter Jakobs“, wonach der Friedhof turbet benāt ja'ḳūb genannt wird. Daß auch sonst die Jakobskinder nach arabischer Tradition die Gegend bevölkern, sieht man aus dem Grabe des nebi hūda ibn ja'ḳūb hier in der Nähe. Die bei Baedeker ausgesprochene Behauptung, daß jüdische Tradition die Orte der heiligen Geschichte in Galiläa nachzuweisen suchte, ist grundlos. D.

säumen überall die Wasseradern, die bald zu einem tosenden Bach vereinigt dahinschäumen. Das Gebüsch ist so dicht, daß es die Ortschaft verbirgt.

Hier in der Nähe ist wohl jener wunderbare Psalm 42—43 gedichtet. An diesem Paradies gefangen gehalten, über seinem Glauben verspottet, ward der Sänger von Heimweh verzehrt nach den schönen Tempelfesten auf Zion. Dort hielt er den Monolog: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichtes Hilfe und mein Gott ist." — In der steilen Felswand hinter der Quelle sind mehrere Nischen mit Inschriften ausgehauen, wohl für Götterbilder. Denn diese Wasserfülle und paradiesische Natur sagte den Naturkindern: hier ist gewißlich Gott, der Baal des Landes; und ohne Zweifel ist der Platz eine uralte Siedlungslage. Robinson nimmt an, hier habe das alte, Jos. 11, 17 und sonst erwähnte Baalgad gestanden. Später nach dem Alexanderzug wurde hier der Kultus des Pan heimisch, der in seiner sinnlichen Üppigkeit sich mit dem des Baal berührte. Daher hieß das Heiligtum nun Paneion und die Ortschaft Paneas, welcher Name sich bis heute erhalten hat. Die Baulust Herodes des Großen ließ hier einen herrlichen Tempel von weißem Marmor erstehen für den Kaiser Augustus, seinen Gönner, dessen Büste im Tempel aufgestellt war. In der Religion war er Opportunist. Ganz anders als der Apostel Paulus war er den Juden ein Jude und baute ihnen auf Zion den alten Tempel herrlich um; den Griechen ein Grieche, indem er hin und her Griechenstädte mit Tempeln und Theatern zierte, um sich einen Namen zu machen. Sein Sohn Philippus, der Tetrarch, baute dann die Ortschaft zur glänzenden Residenz aus und benannte sie Caesarea. Damals mag die Stadt sich weit nach Westen und Südwesten ausgedehnt haben, worauf noch heute mancherlei Trümmer hinweisen.*)

Um eine Übersicht zu gewinnen, stiegen wir an der Felswand noch höher hinan; zwar nicht hinauf zum Kastell ḳalʿat essubēbe, das wir auf unserem Wege hatten liegen sehen, dessen erste Anlage vielleicht schon von den Phöniziern ebenso wie drüben ḳalʿat eschschaḳīf am Knie des Litani zum Schutze der Handelsstraße nach Damaskus angelegt war. Aus Mangel an Zeit mußten wir diesen Gang vom Programm wieder absetzen. Wir mußten uns begnügen, hinaufzusteigen zu dem auf einer höheren Felsterrasse gelegenen, weithin sichtbaren Heiligtum des chuḍr,

*) Man zeigt die „Stadtmauer" (essūr) bei dem „Teich von bānijās" jenseits des nahr essaʿār und benennt als „Rennplatz" (mēdān) eine Stelle am Wege nach tell elḳāḍi. D.

des Lieblingsheiligen nicht blos der palästinischen Christen, sondern auch der Moslemen, nämlich des Ritters St. Georg, und zu dem dieses Heiligtum überragenden Berge*), wo wir in dem Felsenmeer riesiger Kalksteinblöcke die sonderbaren, warzenartigen Herauswitterungen von Kieselsäure bewunderten, womit sie übersät waren. Hier oben in einsamer Stille konnte man sich seinen Gedanken hingeben. Denn große Erinnerungen verklären diese Gegend, die an sich schon anziehend genug ist von Natur. Wissen wir doch, daß Jesus mit seinen Jüngern hier in dieser Gegend geweilt hat. Zwar der Meinung, daß er das heidnische Caesarea des Philippus selbst betreten und gar hier unterhalb an der Quelle gestanden habe, kann ich mich nicht anschließen. Sagt doch auch der biblische Text Mark. 8 nichts weiter, als daß Jesus mit den Seinen „in die Ortschaften von Caesarea Philippi" gekommen sei. Aber vielleicht sahen sie den leuchtenden Augustustempel, wo der Römerherrlichkeit Opfer dargebracht wurden, und der von einem Juden — welche Schmach! — erbaut war. Vielleicht im Anblick dieser Vergötterung der politischen Macht, die allen Individualismus zertrat, hat er die entscheidende Frage an die Jünger gerichtet: „wer sagt denn ihr, daß des Menschen Sohn sei?" Und es beglückte den Herrn, als er hörte, daß er an den Seelen der Jünger nicht vergeblich gearbeitet, denn Petrus sprach dort im Namen aller das Bekenntnis, daß Er und nur Er der Messias, der König im Gottesreich, und Gottes Sohn sei. Sollte darin auch eine Spitze gelegen haben gegen den Ausspruch des Augustus, als gehöre ihm die Menschheit, als sei er der Heil- und Friedebringer für die gequälte Welt? und gegen die Augustusverehrung, bei welcher Menschen einen ihrer Mitmenschen zum Gott erhoben? Freilich, ausgelernt hatten die Jünger damals noch nicht. Daß nicht das Schwert und nicht der römische Adler das Zeichen sei, in dem der Sieg liegt, der die Welt überwindet, dies wußten sie; aber daß dies Zeichen das Kreuz sei, das mußten sie in harter Schule erst noch fassen lernen.

Vielfach wird auch hier in der Nähe der Berg der Verklärung gesucht, weil in den Evangelien die Erzählung von der Verklärung sich ziemlich direkt an das Bekenntnis des Petrus anreiht. Aber das wollen wir dahingestellt sein lassen. Man muß nicht zuviel wissen wollen. Wer die weitere Geschichte des heiligen Landes kennt, insbesondere wer seinen Josephus im Kopfe hat, dem drängen sich angesichts des Ortes zu seinen Füßen noch genug Erinnerungen auf, die allerdings nicht den Charakter der Heiligkeit haben. Hier unten wurden nach Schluß des großen

*) Der Bergzug heißt essīre. Er scheidet hier das wādi elchaschabe vom Tal des nahr bānijās. D.

jüdischen Krieges der Römerherrlichkeit schauderhafte Hekatomben von Menschenopfern gebracht vor den Augen des Titus und Agrippa's II und seiner Schwester Berenice, die uns auch aus dem Neuen Testament bekannt sind. Denn wie Josephus (im Jüd. Krieg VII, 2, 7ff.) berichtet, mußten sich im Amphitheater zu Caesarea Philippi, das der genannte Agrippa unterdes schmeichlerisch Neronias umgenannt hatte, zweieinhalb tausend gefangener Juden als Gladiatoren gegenseitig abschlachten, oder kamen im Kampf mit wilden Tieren um. Die militärische Bedeutung des Platzes, der den Zugang zum ṟōr von Damaskus her beherrschte und insofern den Schlüssel zum Eintritt nach Palästina im Norden darstellt, bekundet sich auch in der Zeit der Kreuzzüge, wo um bānijās und die Feste auf der Höhe wiederholt und wütig gestritten ward. Heute ist die Ortschaft samt dem Bergschloß bedeutungslos; es hat weder Post noch konnte man auch nur Tinte kaufen, nach der ich vergeblich fahndete. bānijās hätte uns noch viel sagen können, aber die nächtlichen Schatten zwangen uns zum Rückzug.

2. April. Über die Erlebnisse der Nacht schweigt die Geschichte. Wir gedachten am Morgen des 2. April, eines Sonntags, noch einiges nachzuholen, insbesondere die Ausdehnung des alten Caesarea Philippi soweit möglich zu kontrollieren. Allein es sollte wieder einmal anders kommen. Denn der Sonntag kam, aber keine Sonne. Neue Güsse waren während der Nacht gefallen, wir wären in unseren Zelten gar nicht sicher gewesen, und am Morgen war die schöne Landschaft in Nebel gehüllt, und alle Augenblicke brachen neue Schauer los. Es war ein rechtes Elend. Kleider und Schuhwerk litten Not, man kam allmählich recht vagabundenmäßig daher. Doch hatte niemand dem anderen etwas vorzuwerfen. An abenteuerliche Aufzüge ist man in Palästina gewöhnt. Doch schonte man bei der mit dem Regen verbundenen Kühle seine Kräfte für die Strapazen, denen wir auf dem Heimweg, den wir von bānijās aus rechneten, und auf dem wir Sonnenschein genug bekommen sollten, noch entgegengingen. Es hat eben alles seine zwei Seiten.

Wir waren alle des Aufbruches froh. Freilich die Gepäckkarawane konnten wir nicht mitnehmen. Sie war uns ein wirklicher Hemmschuh. Wir wollten uns die nächsten Tage ohne Zelte behelfen und gingen immer noch auf Abenteuer aus. In ṣafed sollte sie zu uns stoßen, auf einem direkten Wege, aber vorerst sollten die Zelte trocknen, um den Tieren die Last zu erleichtern. Die Maultiere und Esel mit ihren viel kleineren Hufen und ihrer schweren schwankenden Ladung wären in dem sumpfigen Terrain sonst wohl ganz stecken geblieben. Wir gedachten aber in Galiläa unser Glück zu machen. Und diese Hoffnung trog nicht. Aber bis wir

hinauf ins galiläische Oberland nach hūnīn kamen, kostete es noch einen ganzen Tagemarsch, ebensosehr über Stock und Stein, wie über Bach und Sumpf. Alle Wege waren Bäche und die Jordanzuflüsse hoch geschwollen. Nirgends sahen wir auf unserer ganzen Reise so viel Wasser wie hier. Dazu kam immer neues von oben. Wohl dem, der sich unter einen Schirm bergen kann — so sagten wir, als uns eine Cook-Gesellschaft das ṛōr heraufkommend begegnete und eine englische Miß auf ihrem Zelter unter ihrem Schirm vergnügt hervorschaute. Solamen miseris socios habere malorum — so dachten wir, und vielleicht auch sie.

Unser Weg sollte uns heute zunächst nach tell elkāḍi führen, das etwa eine Stunde von bānijās entfernt liegt. Von dort wollten wir über den ḥaṣbāni, einen der drei Hauptquellflüsse des Jordan, dann über den nahr brēṟīt, der gleichfalls in den Jordan sich ergießt, südlich von ābil an den Fuß des galiläischen Oberlandes heranreiten. Das Terrain ist keineswegs eben, sondern kupiert. Von der Terrasse von bānijās zogen wir durch die parkartige Umgebung nach Westen allmählich herab. Endlich sahen wir den grünen Hügel, tell elkāḍi, wo man heute ziemlich allgemein die Ortslage des alten Dan sucht. Sagt doch auch der arabische Name das gleiche wie der hebräische. Auch fordert der Hügel über der fruchtbaren Umgebung mit der größten aller Jordanquellen, ja, wie viele meinen, der größten Quelle der Erde, zur Anlage einer Siedelung heraus, wenn es auch wahr bleibt, daß diese Stadt ohne den gleichzeitigen Besitz von bānijās in unsicheren Zeiten nur ein Kehl ohne Straßburg war, weshalb etliche Dan in bānijās selbst suchen zu müssen glauben. Wir hätten diesen nördlichsten Punkt im alten Reiche Israel, das man von Dan bis Bersaba rechnete, gern betreten und insonderheit die Wunderquelle gern näher besichtigt, aber der Hügel stand da wie eine Wasserburg und rief uns zu: noli me tangere! unzugänglich ringsum; wir sahen ihn und ließen ihn nolens volens links liegen.

Hier ist der Ort, einige der interessantesten, wenn auch keineswegs erbaulichsten Kapitel aus altisraelitischer Vergangenheit und Heldenzeit in der Bibel nachzulesen: Richt. 17 und 18. Wir hören da, wie die Sidonier d. h. Phönizier dieses Gebiet an den Jordanquellen innehatten und hier eine Stadt Namens Lais bewohnten. Ruhig und friedlich lebten sie auf diesem schönen Fleck Erde, der ihnen, abgesehen von seiner Bedeutung als Durchgangsstation auf dem Überlandhandel, alles spendete, was sie brauchten. Da kamen eines schönen Tages Kundschafter weit aus dem Süden, von dem durch das Vordringen der Philister in die Enge getriebenen Stamme Dan, dem zuletzt nichts übrig blieb, als sich ein anderes Gebiet zu erobern. Nach Hause gekommen, erzählten sie in

der kahlen steinigen Bergwildnis Süd-Palästinas, was für ein Wunderland sie aufgespürt und wie leicht es zu gewinnen sei. Da zogen sie aus, Mann und Weib, Kind und Kegel, wie später in der Völkerwanderung unsere germanischen Vorfahren, fielen über die ahnungslose Stadt Lais her, schlugen alle nieder. Kein Hahn krähte danach. Nun hielten die tapferen Daniten hier im Norden Grenzwacht, erlaubten sich aber gegenüber den durchziehenden Handelskarawanen manchen hinterlistigen Gewaltstreich, der sie in Verruf brachte (vgl. 1. Mos. 49, 17). Später erlangte das Heiligtum der Daniten bei der Teilung des Reiches noch eine erhöhte Bedeutung: wie das zu Bethel wird es ein königliches „Stift", wie Luther übersetzt, geworden sein. Hier stellte Jerobeam ein goldenes Stierbild auf, das, wenn auch vielleicht nicht gleich, so doch später mit vielem anderen sich als ein Hemmschuh für die Fortentwicklung zu geistigerer Gottesverehrung nach der Forderung der Propheten erwies. Zur Zeit Hoseas war der Gottesdienst hier in Dan kaum mehr von einem heidnischen Götzendienst zu unterscheiden. Heute ist alles verschwunden, von der einstigen Stadt ist nichts mehr zu sehen; nur ein weli mit prächtigen, ehrwürdigen Eichbäumen krönt den Hügel, dessen Abhänge übrigens mit Feldern bedeckt sind.

Der nahr ḥaṣbāni, der jenseits der Grenzen des heiligen Landes entspringt und als die geradlinige Fortsetzung des Jordanlaufes eigentlich als der Jordan zu betrachten wäre, in den der nahr bānijās, der nahr leddān (dies der Abfluß der Quelle von tell elḳādi) und die anderen Nebenflüsse alle münden, war zu einem reißenden Strom angeschwollen. Doch führt ja zum Glück eine Brücke über ihn, dschisr elṛadschar*), die durch ihre bloße Existenz die währende Bedeutung der hier von banijās nach Sidon durchziehenden Handelsstraße bezeugt. Aber sie ist wie die meisten Brücken im Lande in einem elenden, baufälligen Zustand, und man kann auch hier elḥamdu lillah (Gott sei Dank) sagen, wenn man sie ohne Schaden überschritten hat. Sie ist zum Teil mit großen, glatten Kalksteinplatten belegt, auf denen die Pferde, zumal wenn sie matt sind, sehr leicht ausgleiten, und dazu ohne jede Brustwehr. Auch ein sogenannter Zirkusreiter stieg hier vorsichtshalber lieber ab und zog seinen Fuchs mit dem schönen Namen „marzūḳ" am Zaume nach. Die Rinne des Flusses ist noch weit nach Norden tief eingerissen, da er mit starkem Gefäll von dem Plateau zwischen Coelesyrien und dem Jordan-

*) So nach Baedeker. Mir ist der Name zweifelhaft, weil die Ortschaft elṛadschar mit der Brücke nichts zu tun hat. — Der nördliche Teil der ganzen Tiefebene wurde mir als wādi sēsabān bezeichnet, woran sich südlich die sumpfige ard elḥūle schließt. D.

graben herabstürzt und daher eine große Arbeitskraft entwickelt. — Auch den kleineren Nebenfluß des Jordan, der von merdsch ʿajūn herabkommt, den nahr brēṛīt, überschritten wir auf einer Brücke ganz nahe dem Christendorfe ābil elkamḥ, dem alttestamentlichen Abel Beth Maacha, das in der Davidsgeschichte einmal eine Rolle spielte (vgl. 2. Sam. 20, 13 ff.). In weiterer Höhe sahen wir mutalle liegen, das jetzt aber kein Drusendorf mehr, sondern ganz aufgekauft und in eine Judenkolonie verwandelt worden ist. Unsere Füße standen auf einem von den Juden angelegten oder ausgebesserten, von uns mit Verwunderung betrachteten Wege, der die Kolonien an baḥret elḥūle, von denen wir weiter oben erzählt haben, mit dieser nördlichen Kolonie verbindet. Es ist bezeichnend für die Verhältnisse des Landes, daß die Juden, statt vom Staate zu dieser kulturfördernden Leistung allen möglichen Vorschub, auch Geldzuschüsse zu erhalten, vielmehr erst die Erlaubnis zur Anlegung des Weges durch ein gehöriges Bachschisch erkaufen mußten.

Wir stehen nun am Fuß des galiläischen Gebirgslandes, das wir von Norden nach Süden zu durchziehen gedachten. Zum Anstieg stärkten wir uns und unsere Tiere durch eine kurze Rast. Der Weg führt seit alter Zeit über hūnīn, das eine alte Paßsiedlung mit jedenfalls sehr alter Burg ist. Der Aufstieg selbst ist ziemlich steil, doch, da das Gebirge in deutlich ausgeprägten Stufen zum Jordangraben abfällt, nicht so schwierig, als er zunächst erscheint, wenn man die Höhenlage vom Ausgangspunkt (etwa 250 m) und Endpunkt des Anstiegs (ungefähr 650 m) nur allein ins Auge faßt. Unterwegs überschauten wir das wasserreiche Gebiet, dem wir entronnen waren, bis zum Spiegel des ḥūle-Sees; wir sahen bānijās, aber sowohl der Hermon wie seine Vorberge waren von Nebel verhängt, und das mächtige Bergschloß ḳalʿat eṣṣubēbe trat nur zeitweise aus dem Wolkenschleier hervor. Noch ein tüchtiger, aber letzter Guß jagte uns, bereits in dem matāwile-Dorf angelangt, rasch ins Quartier zu dem schēch elbeled (Dorfschulzen).



5. In Obergaliläa.

Von Divisionspfarrer Fenner in Straßburg i. E.

Die mächtige Kreuzfahrerfeste von hūnīn, in deren noch immer bedeutenden Ruinen jetzt meckernde Ziegen hausen, bot uns keinen Unterschlupf. Das ungleich bescheidenere Haus des jetzigen Dorfschulzen hatte sich dagegen bereitwillig aufgetan. In dem großen Gast- und Empfangszimmer lag bald alles auf den seinen Boden bedeckenden Matten und ließ die nassen Kleider an dem Herdfeuer in der einen Ecke trocknen. Wir waren kaum eine Viertelstunde da, als auch schon der ganze Raum vor uns mit Männern des Dorfes gefüllt war, die gekommen waren, die Fremden sich anzusehen. Es war aber ein beständiges Kommen und Gehen. Manchmal konnte man glauben, sich als Zuschauer in einem Theater zu befinden. Besonders belustigend waren die geschäftlichen Verhandlungen unseres Chalil mit den Leuten. In großen Töpfen wurde Milch hereingebracht, der Verkäufer forderte seinen Preis, der Käufer unterbot ihn bedeutend, entrüstet wurde die Milch wieder hinausgetragen. Dann begannen die Verhandlungen von neuem, bis die beiden Parteien sich geeinigt hatten. Zuweilen war der Andrang der Neugierigen so stark und der Lärm so groß, daß der Schech seine Wasserpfeife hinstellte, sich würdevoll von seinem Platz neben dem Feuer erhob und mit festem Griff eine Anzahl Zuschauer zur Tür hinausschob.

Bald kam der Abend heran. Zwei Petroleumlämpchen und ein Licht wurden auf kleine Konsole an den Wänden gesetzt und erhellten den Raum, zwei Kohlenbecken wurden hereingebracht, und das Kochen unseres Abendessens begann. Im hinteren etwas höher gelegenen Teil des Zimmers schaltete die Hausfrau mit ihren Töchtern. Wieder saß der Schech neben dem Herdfeuer. Jetzt wurde er gesprächig. Nach einigen einleitenden Fragen kam er auf den russisch-japanischen Krieg. Was giebt es Neues? so fragten auch die anderen Männer mit lebhaftem Mienenspiel. Sie wußten fast mehr als wir. Über die Schlacht bei Mukden waren sie zahlenmäßig genau unterrichtet. Die ganze arabische Welt wurde durch diesen Krieg in Spannung gehalten. Dann kam die Unterhaltung auf unsere Reise. Die Freude war groß, als Professor Dalman sich mit der Gegend genau vertraut zeigte; als er dann aber von der Landkarte aus der weiteren Umgebung hūnīn's einen Ort nach dem andern ablas, wurde jeder Ortsname mit strahlendem Gesicht von allen im Chor wiederholt. Inzwischen war der Tisch gedeckt. Um eine niedrige runde

Holzplatte herum lagen wir vor unsern Tellern auf dem Boden unser Mahl einnehmend. Immer noch stand der Raum voller Männer. Es war ja auch zu interessant, die Fremden essen zu sehen, weil sie gar nicht die bloßen Hände gebrauchen, sondern noch erst merkwürdige Gegenstände in die Hand nehmen müssen, um essen zu können. Nicht minder großes Interesse erweckte die Art, wie wir uns dann zur Ruhe niederlegten. Aus der großen Wandnische wurden die Matratzen geholt und die erforderlichen Steppdecken dazu teilweise von den Nachbarn entliehen. Je zwei mußten sich immer in eine Matratze und eine Steppdecke teilen. Als wir endlich lagen, wurde es still im Hause und einer nach dem andern entschlummerte. Aber viel wurde nicht aus dem Schlaf, dafür sorgte der harte Boden und die Schar der kleinen Plagegeister, die die Nacht zum Tage machen; außerdem zündete unser Wirt schon zwischen 3 und 4 Uhr Morgens sich seine Wasserpfeife wieder an und hustete oder gurgelte einen nach dem andern aus seinen Träumen, um schließlich durch Fortnehmen der Steppdecken uns zum Aufstehen zu zwingen. Mir ist entfallen, was für eine Rechnung er uns vor dem Aufbruch präsentierte, aber sie war selbst nach europäischem Geschmack sehr stark gesalzen.

3. April. Der Abschied von den bis an die Knöchel hinauf mit Schmutz bedeckten „Straßen" hūnīn's und seinen ungezogenen Jungen wurde wohl niemand unter uns besonders schwer. Dichtes Regengewölk lag über dem weiten grünen Teppich des ḥūle-Tals, als wir auf ziemlich abschüssigem Wege aus dem Dorf hinausritten. Aber der Himmel sah doch nicht mehr so trostlos aus wie in den Tagen zuvor. Hier und da wagte die liebe Sonne einen kurzen schüchternen Blick zu uns herab, ja ihr Mut wuchs von Viertelstunde zu Viertelstunde und bald enthüllte sie uns ihre ganze Majestät, in der der Sänger von Psalm 19 sie geschaut hat. Wie wohl tut das, sich wieder einmal ordentlich durchwärmen zu lassen! Als wir den taufrischen Abhang des vor uns gelagerten Berges zwischen hellrot leuchtenden Orchideen hinaufritten, wurde an dem alten Kastell von hūnīn noch immer grimmig gekämpft. Der weiße Nebel wogte auf und ab, immer neue Massen traten ins Gefecht ein und drüben vom Fuß des dschebel eschschēch (Hermon) mit seinem weißen Turban näherten sich unheildrohend dichte Reserven. Aber es war ein vergeblicher Kampf, das Feuer des Feindes war zu vernichtend. Wie gern denken wir deiner noch heute, du warme Sonne Obergaliläas!

Obergaliläa ist ein sehr unebenes regelloses Tafelland, in dem Berge und Täler in buntem Wechsel sich folgen. Nur im Osten hat das „Gebirge Naphtali" in dem steilen Abfall nach dem ḥūle-Tal eine klare, wenn auch durch Täler öfters unterbrochene Grenze. Aber wie viel lieb-

licher ist hier die Landschaft als im Gebirge Juda; dort meist so eintönig, dürr, starr, rauh, hier voller Abwechslung, reich an Quellen und Bächen, frisch und fruchtbar, dichtbevölkert. Sogleich nach Ersteigung des ersten Kammes zählten wir in begrenztem Gesichtskreis mehr als sechs Ortschaften. Zwischen grünem Gebüsch hindurch ging es dann hinab in eine kleine Ebene. Vor uns leuchteten im Morgensonnenschein die schmucken Häuser des großen Doppeldorfes mēs. Überall das Bild des Wohlstandes. Hier kann der arabische Bauer etwas vor sich bringen trotz der hohen Abgaben, die auf ihm lasten. Bald hinter mēs senkt sich der Weg und führt durch ein Felsental in die weite mit ihren wohlbebauten Feldern einem gewaltigen Teppich gleichende Ebene von ḳadas. Kurz vor dem Eintritt in dieselbe passierten wir eine alte Tränkstätte, deren mächtige steinerne Wasserrinnen an jene graue Zeiten erinnern, da der Stamm Naphtali hier seine Herden weidete und Barak seine gottbegeisterten Haufen gegen Sisera führte.

Auch für Kades heißt es wie für so viele denkwürdige Stätten Palästinas: Es war einmal — es war. Niemand kann sagen, wie es in biblischer Zeit hier aussah; nur eins ist heute noch so bei Kades wie einst, der rauschende Quell, an dem die Frauen in großen Steinkrügen Wasser holen und von dem auch das ganze Land ringsum getränkt und in einen Fruchtgarten verwandelt wird. Aus römischer Zeit stammen die erst neuerdings zusammengebrochenen Ruinen eines Grabbaues, die man in wenigen Minuten von der Quelle aus über Felder dahinschreitend erreicht. Interessant sind einige Steinsarkophage mit schöner Arbeit. Heute dienen sie zu nichts weiterem als zum Auffangen des Regens, und unser algensammelnder Institutsgenosse hatte hier gute Ausbeute. Am meisten fallen ins Auge die schönen Reste eines Eingangstors zu einem ziemlich bedeutenden, aber verfallenen Quaderbau, die sich wohl sechs Meter über den Boden erheben.*) Wie lange sie der Zerstörungslust der Fellachen aus dem nahen Dorf, welche dort hinaufsteigen, an den Säulen rütteln und sich über die Fremden lustig machen, noch Widerstand leisten werden, ist ungewiß. Sie wanken jedenfalls schon bedenklich. Auf die Besichtigung des auf dem gegenüberliegenden Hügel**) befindlichen Dorfes, in dem noch allerlei Reste von diesem Bau eingemauert sein sollen, verzichteten wir mit Rücksicht auf die berechtigten Forderungen unseres Magens. Unsere von Tag zu Tag immer langsamer kochende Theemaschine stellte auch unsere Geduld nicht zu sehr auf die Probe. Bald saßen wir nahe dem

---

*) S. Tafel 3, Abbildung 3.

**) Dieser Hügel giebt sich als die eigentliche Lage des alten Kades. Die Ruinen am Fuße des Hügels werden einer Vorstadt aus römischer Zeit angehören. D.

rauschenden Quell froh beim Mahl, wobei einige Fellachen uns zunächst voll lebhaften Interesses zuschauten, um dann eine regelrechte Schlägerei vor uns aufzuführen.

Äußerst genußreich war dann der Weiterritt nach ṣafed. Wer von uns könnte das malerisch gelegene Mogrebinerdorf dēschūn vergessen, wo man durch hohe Kaktushecken hindurch in saubere Häuser und wohlgepflegte Gärten hineinschaute, wer vor allem das dann vor unserm Blick unter uns sich öffnende wādi ʿauba! Bald zwischen schroffen zackigen Felsen sich hindurchdrängend, bald zwischen flachen Ufern friedliche Mühlen treibend, schäumt der Gebirgsbach unten zu Tale, und oben türmen sich zu beiden Seiten die mächtigen Bergzüge zum Himmel empor, der sich azurn darüber wölbt — eine großartige deutsche Alpenlandschaft im Orient. Auf der anderen Seite des Baches hatten unsere Pferde keine leichte Aufgabe, der Pfad war steil und manchmal glatt. Aber gerade auf solchen beschwerlichen Wegen bewährt sich das palästinische Reitpferd glänzend. Man konnte ungestört das Auge an den wechselnden Bildern weiden, die bei jeder Wendung des Weges sich auftaten. Ein weiteres anstrengendes Klettern war nun auch nicht mehr nötig. Wir hatten das langgestreckte Plateau erreicht, an dessen Ende unser Tagesziel ṣafed lag. Bald war das Dörfchen ʿalma passiert, rās el-aḥmar und ṭēṭaba, zwischen denen die Ebene von eddschisch*) liegt, blieben zur rechten. Jetzt mußte, so hofften wir, auch ṣafed in der Ferne sichtbar werden. Aber es galt doch noch ein tüchtiges Stück Weges zurückzulegen, ehe diese Hoffnung sich erfüllte. Plötzlich nach einer Wegschwenkung lag es vor uns, im Schein der Abendsonne wie zum Greifen nahe, eine echte Stadt auf dem Berge, aber durch ein tiefes breites Tal von uns getrennt. Jeder bedauerte, daß es nun nicht auf der Fortsetzung unseres Weges direkt auf das Ziel zu, sondern links zu einem andern Weg hinüber ging, der sich scheinbar zunächst vom Ziel entfernte, anstatt ihm näher zu kommen. Aber nachher wurde klar, daß wir von den beiden genannten Wegen in diesem ohne Zweifel den angenehmeren gewählt hatten.**) Er führte uns auf dem Kamm des Gebirges bequem fast bis an die Stadt heran und eröffnete uns einen lohnenden Blick auf das Jordantal mit dem ḥūle-See und das hohe Tafelland des Dscholan mit seinen Kuppen und Schluchten. Die Vegetation war allerdings, je höher wir kamen, naturgemäß auch immer spärlicher geworden, vielfach waren die Berge ganz kahl. Desto freudiger begrüßten wir die frischen fruchtbaren Gärten, die am Fuße der Stadt ṣafed um rauschende Quellen herum sich ausbreiten.

---

*) Nicht eddschīsch mit langem i (so Baedeker). D.

**) Der erste Weg führt über ʿēn ezzētūn, dieser über bīria nach ṣafed. D.

Beim Einreiten nach ṣafed begegnete uns ein schottischer Arzt, der mit seiner Gattin einen Abendritt machte, und entbot uns frohen Willkomm, als er in unserm Leiter einen guten Bekannten entdeckte. Aber ṣafed sollte uns noch etwas viel Köstlicheres bringen, ein behagliches Quartier in einem deutschen Haus. Wer hat ṣafed besucht und kennt nicht unsern wackeren Landsmann und treuen evangelischen Glaubensgenossen, den Tischlermeister Maas? Angemeldet waren wir nicht, aber untergebracht wurden alle, teils bei ihm selbst, teils bei seinem Schwager. Auch der schottische Arzt ließ es sich nicht nehmen, die Last der Gastfreundschaft mit ihm zu teilen. Wie wohltuend war hier die zweitägige Rast! Welch ein echtdeutscher und echtchristlicher Sinn wehte uns hier entgegen! Wenn man den Hausvater aus der zerlesenen Postille den Seinen die Morgenandacht vorlesen hörte oder wenn man am Abend zum Harmonium die teuren evangelischen Choräle und die lieblichen geistlichen Volkslieder anstimmte, dann fühlte man: hier ist wahrlich Gottes Haus.

4. April. Dieser Tag sollte dazu dienen, den äußeren und inneren Menschen nach den Strapazen der Reise zu restaurieren. Der Vormittag war zunächst einem Rundgang durch die Stadt gewidmet. Wir besichtigten vor allem den „Markt", der am Freitag am meisten besucht ist. Es war wenig Wertvolles dort zu sehen, nur einige farbenreiche Damaskusteppiche luden zum Kauf ein. Auch unser arabischer Diener Chalil glaubte sein Geld nicht besser als in einem großen Teppich anlegen zu sollen. Aber schon nach zwei Stunden brannten ihm die so verausgabten 40 Frank so auf dem Gewissen, daß er den Teppich an uns weiter zu verkaufen suchte. Wahrscheinlich fürchtete er, zu Hause mit seinem teuren Kauf nicht viel Freude zu bereiten. Es fand sich aber keiner, der ihn von dieser Furcht befreite. Er hatte überhaupt gerade seinen Unglückstag. Am frühen Morgen schon wurden wir durch einen Knall aus dem Schlaf geschreckt. Chalil hatte das Gewehr, welches die Güte des deutschen Konsuls in Jerusalem uns für die Reise anvertraut hatte, bei der Ankunft in ṣafed, ohne es zu entladen, zu seinem Gepäck gelegt. Natürlich machte das Gewehr in der Werkstatt von Meister Maas Aufsehen, ein jüdischer Arbeiter machte sich damit zu schaffen; da ging plötzlich der Schuß los, aber glücklicherweise nicht zur Decke hinauf, über der wir schliefen, sondern nach unten und zwar in die ʿabāje, den arabischen Mantel, unseres Chalil, der dann so aussah, als hätte er das heißeste Gefecht mitgemacht. Und nun kam noch der unglückliche Teppichkauf! Armer Chalil, du warst wirklich zu bedauern, und doch war der Brave nie schlechter Laune, sondern immer frohgemut und unverdrossen. Das wollen wir ihm nicht vergessen.

Vergessen kann man auch kaum den Gang durch das Judenviertel ṣafed's, dort ist es wie in Jerusalem und Tiberias am schmutzigsten. Die hiesigen Juden sind alle seit dem Mittelalter eingewandert und sprechen meist das bekannte Judendeutsch. Sie wohnen in kleinen, meist mit ihrer Lieblingsfarbe blau angestrichenen Häusern und sind stolz, auf ṣafed's „heiligem" Boden leben zu dürfen. Wir atmeten auf, als wir das Judenviertel hinter uns hatten und in das saubere Hospital der englischen Judenmission eintraten. Mochte man die hellen, bequem eingerichteten Krankensäle durchschreiten oder einen Blick in die Wirtschaftsräume werfen oder in das Heim der Schwestern eintreten, überall hatte man das Gefühl, daß mit reichen Mitteln gebaut war. Und dann diese prächtige freie Lage des Hospitals mit dem Blick auf Berg und Tal bis hinüber zu dem dschebel dschermaḳ — es hätte auch nicht ein schönerer Bauplatz sich in ṣafed für das Hospital gefunden.

Lohnend war am Nachmittag die Besteigung des Burgberges, der der alles beherrschende Mittelpunkt ṣafed's ist. Einst, in der Kreuzfahrerzeit krönte ihn ein Kastell, das aber schon im 13. Jahrhundert geschleift wurde und jetzt völlig verfallen ist. Aber noch heute läßt sich ahnen, welche weitreichende Bedeutung es einst hatte. Man überschaut von dort aus die um den Berg gelagerte Stadt mit ihren verschiedenen Quartieren; nach Westen zu liegt das jüdische, östlich das mohammedanische und dann im Süden das christliche, alles eingerahmt von dem Grün der Gärten an den Abhängen. Aber weiter schweift der Blick, über die Stadt hinweg auf die Berge Galiläas, um schließlich auszuruhen auf der Perle Galiläas, ja ganz Palästinas, dem See von Tiberias. Am Abend aßen wir wieder in unsern Zelten, die inzwischen angelangt waren.*) Die Sonne Galiläas hatte sie wieder getrocknet. Trotzdem verbrachten wir die Nacht noch in unserm Stadtquartier. Freilich war der Heimweg in Anbetracht der fehlenden Straßenbeleuchtung nicht ganz hindernisfrei. Wir verloren den Weg und gelangten über Mauern und Zäune kletternd zum Ziel. Am nächsten Abend waren wir deshalb vorsichtiger und zogen mit brennenden Lichtern in den Händen durch die dunklen, menschenleeren Gassen.

5. April. Für heut hieß die Losung: dschebel dschermaḳ. Mit unseren Bergbesteigungen hatten wir bisher kein Glück gehabt. Die Partie auf den dschebel ōscha' bei essalṭ wie auf den Hermon wurde zu Wasser. Dafür wurde die Tour auf den dschebel dschermaḳ, der mit

*) Jetzt erfuhren wir, daß das stärkste unsrer Maultiere im Sumpf des ḥūle-Tals den Knöchel gebrochen hatte und zurückgeblieben war. Ein schwerer Schlag für den Besitzer, und auch schlimm für uns, da nun zwei Ersatztiere zu nehmen waren. D.

seinen 1200 Metern die höchste Erhebung des eigentlichen Palästina darstellt, desto mehr vom Wetter begünstigt. Ein wolkenloser Himmel lachte auf uns hernieder, als wir um 9 Uhr vormittags auf steilem Weg ins Tal hinabritten. In einer Stunde war mērōn*) erreicht, ein berühmter jüdischer Wallfahrtsort. Hierher kommen die Kinder Abrahams aus allen möglichen Ländern, selbst aus dem fernen Persien und Indien. Das Ziel der Wallfahrer ist das an seinen hellen Kuppeln schon von weitem erkennbare Grab des Rabbi Simeon ben Jochaj. Der Höhepunkt des Jahres ist hier sein Todestag. Da werden die großen Räucherpfannen auf dem flachen Dach des Grabgebäudes angezündet, worauf die Juden frohe Tänze aufführen, nachdem sie vorher dem Wein und Branntwein reichlich zugesprochen haben. In dem Mausoleum standen bei unserm Besuch ein paar Dutzend von ihnen und leierten unter beständigem Wiegen des Oberkörpers ihre Gebete ab, unter denen sich gewiß auch manche bezahlte Fürbitte befand. Hier sollte uns aber auch ein interessanter Einblick in das religiöse Denken der heutigen strengen Juden eröffnet werden. Während wir eine wohl über einen Meter lange schwarze Schlange betrachteten, die von den Bewohnern des nahen ärmlichen Dorfes getötet war und von ihnen als bösartig bezeichnet wurde, ließen zwei alte Juden, die in mērōn gebetet hatten, sich in ein religiöses Gespräch mit uns ein. Der eine, ein österreichischer Wallfahrer, hatte an den hier gezeigten Gräbern der alten Rabbis allerlei Kräuter gepflückt, die er nach Hause schicken wollte, damit man dort bei Krankheiten damit räuchere. Er war nach mērōn gekommen, weil ja dort die Stätte sei, wo einst der Messias erscheinen werde. Mit zuversichtlicher Genauigkeit bezeichnete er einen Stein weiter oben am Berge**), auf welchem der Prophet Elias die Gerichtsposaune blasen werde. Dann werde Gott seinem Volk das „neue Haus“ bauen und zwar würden die vier Berge Zion, Karmel, Tabor und Sinai zusammenrücken und das Fundament desselben bilden. — „Ja, das Land hier ist heilig, aber leider, leider“, so schloß er, die muhammedanische Fremdherrschaft andeutend, aber zugleich auch der Hilfe Gottes sich getröstend, der die Gefangenen Zions erlösen werde. — Nun noch eine kurze Besichtigung der Reste einer alten Synagoge, von der noch ein guter Teil der Vorderwand mit einem großen Mittel- und zwei niedrigen Seitenportalen erhalten ist, dann ging es dem Gipfel des dschebel dschermaḳ zu.

---

*) Die bachbildende starke Quelle von mērōn ist doch wohl das „Wasser von Merom“ Jos. 11, 5, aus dem man einen Meromsee irrtümlich erschloß. D.

**) Gemeint ist der hochragende Felsen oberhalb von chirbet schamaʿ, welchen die Araber ḥadschar elḥible, die Juden kurset elmesīḥ „Messiasstuhl“ nennen. D.

Bald hinter mērōn durchritten wir prächtige Ölbaumpflanzungen, dann verlor sich der Pfad in dichtem Gras und niedrigen Sträuchern, sodaß wir eines Führers bedurften. So gestaltete sich der Anstieg ziemlich mühelos. Unterhalb des Gipfels liegt ein halbzerfallenes Dorf, vielleicht das höchste in West-Palästina. Daß hier bei treuer Arbeit schönes Getreide gedeiht, zeigen die vielen Dreschtennen über dem Dorf. An und für sich ist die Vegetation hier spärlich: der früher den Berg bedeckende Eichwald ist geschlagen, allerlei Gestrüpp herrscht vor, doch ist die Blumenflora eine selten prächtige. Orchideen sahen wir in allen möglichen Farben, rot, grün, weiß, auch blaue Hyacinthen erfreuten das Auge. Mitten in der grasbewachsenen Einsattlung zwischen den beiden Gipfeln des Berges wurde Halt gemacht. Während unten der Theekessel summte, genossen wir oben einen entzückenden Rundblick. Nach Norden schweifte das Auge über die anmutigen Berge und Täler Obergaliläas, im Westen vom Hermon bis an den See von Gennezaret, nach Süden über die parallelen Gebirgszüge Galiläas bis hin zu den Bergen Nazarets und dem Tabor, und endlich im Westen auf das sonnenbeglänzte, scheinbar ganz spiegelglatte Mittelmeer mit seinem weißen Küstenstrich vom hellen rās ennāḳūra bis zum dunklen Vorgebirge des Karmel. Es war ein Panorama ohnegleichen, trotzdem die Luft etwas dunstig war. Aber ich glaube kaum, daß wir an einem Abend befriedigter und dankbarer unser Lager aufsuchten als an diesem. Es war der letzte Abend in ṣafed, den die kleine Hausgemeinde wieder mit frommem Liede beschloß. „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir!" so sangen wir zuletzt beim Gedanken an das letzte Ziel all unsers Wanderns hier auf Erden.

6. April. Als wir an diesem Morgen aus ṣafed ritten, sagte Professor Dalman: „Es giebt nur einen Maas in Palästina". Unser Gastfreund hatte es sich nicht nehmen lassen, uns ein großes Stück Weges das Geleit zu geben. Unser nächstes Ziel war wieder das Ufer des Sees von Tiberias. Mehr als 1000 Meter beträgt der Höhenunterschied zwischen dem luftigen kühlen ṣafed und der tropischen Zone des Seeufers. Es geht rapide hinab, auf einen Kilometer mehr als 100 Meter Gefäll! Aber es war wieder herrliches Reisewetter. Wie wunderbar waren die schroffen roten Felswände beim Dorfe ʿaḳbara im wādi elʿamūd von der Morgensonne beleuchtet. Je näher dem See, desto üppiger wird die Vegetation. Man reitet lange durch ausgedehnte Triften mit einer farbenprächtigen Flora, blauen Lupinen, hellroten Gladiolen, weißen Orobanchen. Immer näher kam der See mit seinen anmutigen Ufern. Bei ʿēn eṭṭābiṛa saßen wir ab.

Hier besteht seit einigen Jahren eine kleine Ansiedlung des Palästinavereins der deutschen Katholiken. Dieses schmucke weiße Haus an dem sanft zum See abfallenden grünen Ufer gehört zu dem malerischesten, was wir gesehen haben. Vor dem Haus eine große schattige Veranda, von duftenden Rosen fast bedeckt, weiter zum See hin ein kleines Gärtchen, durch eine Steinmauer eingehegt, mit dunklen Zypressen, Rizinusbäumen und Dattelpalmen. Wie lockte uns das helle Wasser zum erquickenden Bad! Bald tummelten wir uns in den Fluten des Sees. Unser Badeplatz war dadurch eigenartig, daß wir an derselben Stelle warm und kalt zugleich baden konnten. In geringer Entfernung vom Hospiz steht dicht am See eine Wassermühle, die von dem Wasser des alten Heptapegon*) getrieben wird, eine Mühle wohl einzig in ihrer Art, denn ihr Wasser hat eine Temperatur von ungefähr 30° C. In mächtigem Strahl schießt es von dem hochgebauten Mühlenkanal auf das schwarze, scharfe Basaltgestein des Bodens herab, um dann zum See hinabzurinnen, in welchem sich gerade an dieser Stelle Mengen von Fischen aufhalten. Ein Fischer war auch gerade eifrig bei der Arbeit. Die von ihm geübte Art des Fischfangs wich aber von unseren bisherigen Vorstellungen merklich ab. Statt des aus den Evangelien uns bekannten Fischfangs vom Boot aus lernten wir hier ein ungleich einfacheres Verfahren kennen. Bis zu den Hüften entblößt stand der Fischer im Wasser und warf sein kreisrundes Netz in weitem Bogen über die Wasserfläche hin. Was er dann fing, nahm ein kleineres Netz auf, das er sich um den Leib geschlungen hatte. So wurden die Jüngergestalten der Evangelien vor unseren Augen lebendig. Vielleicht ist der Herr selbst von dem nahen Kapernaum, das wohl dem heutigen tell ḥūm entspricht**), öfter hierhergekommen. Einige weiße Zelte am See erinnerten uns daran, daß die deutsche Orientgesellschaft sich soeben anschickte, die alte Synagoge dieser Ortslage auszugraben, die vielleicht bis zu Jesu Tagen hinaufreicht. Die Rückkehr zu dem Hospiz am Seeufer entlang, das hier von blühenden Oleandersträuchern, Eukalyptusbäumen und Palmen umsäumt ist, war köstlich. Nach Beendigung unseres Mahles erschien auch unser Wirt, der nicht bloß wegen seiner Gastfreundschaft, sondern auch wegen seiner vortrefflichen Kenntnis palästinischer Verhältnisse und seiner anregenden Erzählergabe vielen Reisenden wohlbekannte Pater Biever. Es war in

*) Wenn tell ḥūm Kapernaum ist, kann die von Josephus erwähnte Quelle von Kapernaum nur hier gesucht werden, da es keine andere in der Gegend giebt. Das Gebiet der Stadt wird die niedrige Küste bis zu der hier herantretenden Höhe umfaßt haben. D.

**) Daß tell ḥūm aus (kephar) tanḥūm = Kapernaum entstand, ist besonders deshalb wahrscheinlich, weil die Trümmerstätte keinen wirklichen tell bildet. D.

der Tat ein Genuß ihm zuzuhören, trotz der 30°C., die in der Veranda herrschten. Die Unterhaltung drehte sich zunächst um die Missionsarbeit der Lateiner in Galiläa, die hauptsächlich in der Errichtung von Schulen besteht, aber aus Mangel an Mitteln noch zu wenig vorankommt. Dagegen gewinne Rußland in Palästina immer mehr Einfluß. Über 130 Schulen habe es in Palästina und Syrien schon zu verzeichnen. Das von Rußland bei seiner Missionsarbeit planmäßig verfolgte Ziel sei kein anderes, als die Russifizierung des Orients. Die arabischen Dorfkinder Palästinas müssen jetzt schon die russische Sprache sich aneignen. — So flogen die wenigen Minuten bis zu unserem Aufbruch dahin. Durch die Rast gestärkt, konnten wir nun den Ritt das Seeufer entlang doppelt genießen. Bald hinter ʿēn eṭṭābiṛa steigt das Ufer an und der Weg führt in einiger Höhe über dem See durch eine Felsrinne*) hindurch zunächst zu dem aus Saladins Zeit stammenden mit mächtigen Mauern umgebenen chān minje. Wie manche Karawane mag auf der alten via maris, die wir hier wieder berühren, gerastet haben!

Hinter chan minje treten die Berge weiter vom Ufer zurück und umschließen in großem bis nach elmedschdel reichendem Halbkreis die etwa eine Stunde lange und eine halbe Stunde breite Ebene elṛuwēr, das alte Ginnesar. Jedem Reitersmann schlug das Herz höher, als er in dem weichen Sand des Ufers seinem Pferd die Zügel schießen lassen konnte. Allerdings gab es hier und da auch eine kleine Stockung. Die Ebene ist reich an Wasser, zumal nach der Regenzeit. Vier Bäche mußten überschritten werden. Meist ging es glatt hindurch, nur einmal saßen wir fest. Rings um uns üppige Sumpfvegetation, Kreuzdorn, Schilf, Disteln, der Weg schien aufzuhören. Aber ein Beduine erschien zur rechten Zeit und brachte uns an einer seichten Stelle über den Bach. Am Ende der Ebene gelangten wir zu dem lieblich gelegenen, aber armseligen Dorf elmedschdel. Eine einsame hochwipflige Palme am Seeufer kennzeichnet schon von weitem seine Lage. Man vermutet hier die Heimat der Maria von Magdala.**)

---

*) Man hält diese Rinne meist für einen alten Aquädukt, der von ʿēn eṭṭābiṛa nach chān minje lief. Aber chān minje hat selbst reichlich Wasser, wozu sollte das untrinkbare Wasser des Heptapegon dahin geleitet werden? Auch die Niveauverhältnisse des vermeintlichen Aquädukts sprechen mehr dafür, daß es immer nur ein durch den Fels gehauener Weg war. D.

**) Da es in dieser Gegend mehrere Ortschaften mit diesem Namen gab, ist dies nicht gewiß. Sicherer ist, daß hier das von Josephus erwähnte Taricheä lag. Man hat dies zuweilen am Südende des Sees gesucht. Aber die beiden Angaben des Josephus: gegenüber von Gamala (= ḳalʿat elḥöṣn) und am Fuß eines Berges, so daß Bogenschützen die Stadt von oben beschießen konnten, — weisen deutlich hierher und sind am Südende des Sees unanwendbar. Taricheä war natürlich nur der griechische Name der Stadt, semitisch hieß sie magdala und war vielleicht das magdal nūnajjā „Fischturm" des Talmud. D.

Zwischen hohen Futterkräutern hindurch zieht sich der Weg, der sich jetzt vom See ab nach Westen wendet, dem Eingang in das wādi elḥamām zu. Nahe demselben hatten einige Beduinen mit ihren schwarzen Zelten sich niedergelassen, weiter oben am Abhang weidete ihr Vieh. Unsere Mukaris benutzten die Gelegenheit, sich den Genuß von leben, geronnener Milch, zu verschaffen, die sie jedesmal zu einem Stückchen Bauernbrot aus der hohlen Hand zum Munde führten. Schwerer war ein Führer zu bekommen. Es bedurfte erst längerer Unterhandlungen, ehe einer von den Hirten mit seinem Knaben sich dazu bereit fand, den Weg auf die Höhe zu der hoch oben in die Felswand gebauten wunderbaren Burg ḳalʿat wādi elḥamām zu zeigen. Bis zu 400 Meter türmen sich die Felsmassen rechts und links neben dem Tale auf. Zur Zeit des Herodes hatten sich nach dem Bericht des Josephus in den schier unzugänglichen Felshöhlen*) Räuberbanden eingenistet, die aber Herodes durch seine Soldaten mit Hilfe von heruntergelassenen Kästen ausräucherte. Der Aufstieg zur Burg wurde von einigen mit vieler Mühe ausgeführt. Wie sich nachher herausstellte, hatten die Hirten statt des bequemeren den steileren Weg gewählt. So kamen unsere Bergsteiger zum Teil ziemlich erschöpft und von der südlichen Sonne ausgedörrt wieder unten an.**) Wir übrigen genossen während dieser Zeit das köstliche Panorama vor uns: zu unseren Füßen die weite grüne Ebene Ginnesar, schon aus dem Altertum durch ihre hohe Fruchtbarkeit berühmt, durchzogen von silbern blinkenden Wasserläufen, bevölkert von zahlreichen Viehherden, dahinter der See, in hellem Blau schimmernd mit den Häusern von ʿēn eṭṭābiḳa und tell ḥūm an seinem Ufer, und als Abschluß des Ganzen das Hochplateau des Dscholan und der majestätische Hermon.

Nach zweistündiger Unterbrechung wurde gegen Abend der Ritt fortgesetzt. Durch die wilde Einsamkeit des Taubentals ging es hinauf, bald rechts, bald links des Baches zwischen dornigen Sträuchern hindurch. Oben auf den kahlen Felsklippen hatten zahlreiche Störche sich niedergelassen. Die Dunkelheit brach herein. Aus der Ferne klang eigenartiges Geheul; es waren Schakale, die unsere Pferde witterten. Noch ein kurzer Rückblick durch das Tal auf den See und wir sind oben auf dem Plateau von irbid inmitten wohlbestellter Felder im Anblick der beiden Gipfel von ḳarn ḥaṭṭīn. Aus der Kreuzfahrerzeit stammt die Überlieferung, auf diesem Berge habe Jesus die Seligpreisungen der Bergpredigt gesprochen. Doch das ist eine der vagen Traditionen, die in jener Zeit der abend-

---

*) Doch hat man diese Höhlen wohl näher bei irbid zu suchen. D.

**) Über das Resultat der Expedition und das auf der Burg gefundene Löwenbild werde ich in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins berichten. D.

ländischen Mißachtung der einheimischen kirchlichen Überlieferung wie Pilze aus dem Boden wuchsen. Wie viele andere Berge ließen mit dem gleichen Recht als Schauplatz der Bergpredigt sich denken! ḳarn ḥaṭṭīn ist aber später durch Vorgänge ganz anderer Art bedeutungsvoll geworden. Hier vernichtete Saladin im Jahre 1187 das Heer der Kreuzfahrer und entriß ihnen endgiltig das heilige Land. — Bei unserer Ankunft lag über dem Hügel und dem kleinen Dorf zu seinen Füßen tiefer Abendfriede. Langsam verschwanden am Himmel die blassen Farbenstreifen der zur Ruhe gegangenen Sonne, und dann kamen die funkelnden Sterne, auf den Stern aus Jakob hinweisend, den Leitstern all unseres Wanderns auch im heiligen Land, Jesum von Nazaret, — der auf dem Wege von seiner Vaterstadt nach Kapernaum auch über ḥaṭṭīn gekommen sein muß.



6. Vom Tabor nach Jerusalem.

Von Pfarrer Lic. P. Volz in Leonberg.

7. April. Wir brachen frühe auf, denn wir hatten heute ein großes Ziel: Mittagsrast auf dem Tabor, Quartier in Nazaret. Aber wer im Orient Eile hat, ist übel daran. Als wir in das enge Dörfchen ḥaṭṭīn einritten, kam ein ganzer Haufe Volks daher, auf Eseln und Rossen, mit allem Hausrat, Kisten und Stangen, wie auf der Auswanderung begriffen. An einer Straßenbucht schoben sie sich zwischen uns hinein, und wir konnten nicht vorwärts, nicht rückwärts. Die Alten schrieen, die Kinder heulten, die Esel standen wie in Erz gegossen, die Pferde schäumten, der Photograph arbeitete, bis der Knäuel endlich gelöst war. Wie wir immer wieder auf die herrlichen Höhen von ḥaṭṭīn zurückschauten nnd das auf einer flachen Kuppe gelegene lūbie vor uns hatten, gedachten wir des schönen Kreuzfahrertraums, der hier sein Ende fand und seit dem das Land wie in schlummernder Morgendämmerung liegen geblieben ist. Kurze Zeit nachher freilich begegneten wir einem, der das Land aufwecken wollte. Wir waren auf der ansehnlichen Ebene, die der Tabor breit abschließt, ein wenig abgeirrt. Da half uns ein junger Jude zurecht, der von der benachbarten jüdischen Kolonie kam und uns von der jüdischen

Ackerbauschule in Jaffa erzählte, auf der er seine Bildung genossen habe. Wird es diesen Neujuden gelingen, die Kraft des Landes wieder lebendig zu machen? Bis jetzt ist nicht viel Aussicht vorhanden. Diese jüdischen Kolonien, insbesondere mit den Ansiedlungen der Templer verglichen, haben einen etwas kindischen Zug schon im Äußeren; sie sind zwar weithin im Land verstreut, es steckt viel, zu viel Geld hinter ihnen, und Jugendtorheiten gehen vorüber; aber es ist keine Bauernenergie in ihnen und absolut kein bäuerlicher Heimatsinn, der sich Haus und Hof mit Naturkunst ausschmückt. Und doch scheint diese Judenkolonisation die denkbar vernünftigste Lösung für Palästina zu sein.

Im Weiterritt passierten wir zwei ruinenhafte Chanfestungen, die uns daran gemahnten, daß wir auf einer wichtigen Straße waren, von Kairo nach Damaskus, und an einem heut noch belebten Marktplatz mitten in der einsamen Flur. Endlich kam auch der Tabor in greifbare Nähe und wir freuten uns an den Eichen, die seinen Fuß umstanden und seinen Leib einhüllten. Es gibt wenige Berge in Palästina, die so stattlich und so selbständig dastehen wie der Tabor, vielleicht noch der Frankenberg im Süden. Und es ist etwas Großes und Erhebendes um einen selbständigen, eigens erschaffenen Berg, der doch leise den Zusammenhang wahrt mit der übrigen Welt. Dreihundert Meter hebt er sich über die Ebene, hoch und ein Preis des Schöpfers nach biblischen Worten (Jer. 46, 18; Ps. 89, 13), die natürliche Burg der nördlichen Bewohner von den Zeiten des Barak auf die des Josephus und wieder der Kreuzfahrer. Der Aufstieg, ehemals fast lebensgefährlich, ist jetzt sehr bequem geworden und man hat alle Muße, die Storaxbüsche, die Eichen und Terebinthen, die Zistusröschen und was sonst da steht und blüht, zu genießen. Der gewundene Weg verschafft immer neue Aussicht; ganz überrascht stehen wir still, da wir plötzlich die ganze Ebene Jesreel im fruchtbarsten Frühjahrsschmuck unter uns sehen, auch der interessante nebi daḥi (fälschlich der „Kleine Hermon" genannt), ernster und feuriger als der Tabor, mit allerlei Erinnerungen (Endor und Nain), schickt den nachbarlichen Gruß herüber, und aus der Ferne winkt der höchste First von Nazaret zum Willkomm. Auf der Hochfläche des Tabor angelangt, ritten wir durch das Tor der Franziskaner. Zur Rechten lagen schwere Trümmer, zum Beweis, daß der Tabor einmal Stadt und Festung auf dem Rücken trug; links schimmerte, durch eine Mauer schiedlich abgetrennt, das griechische Kloster, malerisch wie so viele der griechischen Kirchlein. Die Bewohner des Bergs, Lateiner und Griechen, graben mächtig, wohl um eine Spur der „Verklärung" zu finden; jedenfalls tun sie viel Gutes, um den Tabor noch waldiger, seine Geschichte noch klarer und den Aufenthalt da oben sehr traulich zu machen. Ganz vorn am östlichen Abhang saßen wir auf

einem alten Burgturm über gewaltigen Klosterruinen aus christlich-römischer Kaiserzeit und aus Kreuzfahrertagen, schauten zum Hermon hinüber und in die eben durchrittene Ebene hinab und gaben dem See von Gennezaret den letzten wehmütigen Gruß. Die Aussicht hier oben ist umfassend, aber etwas zerfahren, wohl wegen der unmittelbaren Nachbarschaft der Ebenen auf beiden Seiten.

Nach dem Abstieg rasteten wir unter dem Schatten einer Eiche, so viel so ein stumpiger palästinischer Eichbaum Schatten geben kann. Was für ein schöner Wald muß hier einmal gerauscht haben, wo jetzt noch so viele erquickliche Baumkrüppel stehen*), fast mehr als irgendwo sonst im westlichen Palästina! Nun gings vollends tief hinab, an debūrie vorüber, wieder hinauf und hinab und hinauf, bis wir nach zwei eiligen Stunden Nazaret vor uns hatten. Gerade von dieser Seite her (vom Süden aus) ist der schönste Blick auf das Heimatstädtchen Jesu, jetzt ennāṣira. In eine Mulde zwischen steilansteigenden und sanften Hügeln hat es sich hineingebettet; die Häuser ziehen sich von der Talsohle an dem uns gegenüberliegenden schroffen Hügel hinauf, eines über das andere steigend, die kirchlichen Niederlassungen mit ihren Zypressen und ihren Ziegeldächern beherrschen das Ganze und geben dem Städtchen den christlichen, orientalisch-europäischen Mischcharakter; ganz oben, etwas vorlaut und überall sichtbar, steht das neue französische Waisenhaus. Zwischen und neben den Häusern schaut an dieser Seite der felsige Boden heraus, hie und da von Feigenbäumen und Kaktushecken ein wenig verdeckt, hie und da in steilem Absturz seine Natur enthüllend. An der rechten, nordöstlichen Wand des Tals, an einem sanfteren Hügel, kleben alte muhammedanische Wohnungen wie Steinwürfel, an der linken Seite, ehe das Tal sich zur Ebene öffnet, ist ein kleiner, bewachsener und bewohnter Hügel in die Mulde eingeschoben und gibt im Schmuck der Zypressen ein liebliches Bild. Die ganze Gegend erinnert mit ihren grünen und fruchtbaren Hügeln in dieser Jahreszeit etwas an die schweizerischen Vorberge und ist durch ihre frische geschützte Luft berühmt. Wir ritten steil zum Städtchen hinab und zogen am Marienbrunnen und an dem blauen Turm einer griechischen Kirche vorüber zu unserem Lagerplatz nahe bei der Haifa-Tiberiasstraße. Es sind seit wenigen Jahrhunderten auch in Nazaret allerlei „heilige Stätten" und heutzutage für die zwei Drittel der Einwohnerschaft auch allerlei christliche Kirchen, darunter auch eine arabisch-protestantische; bemerkenswert ist das Lehrerseminar der Russen, die von Nazaret aus Galiläa mit Schulen versorgen und an sich ziehen

---

*) In dieser Gegend ist die schöne großblättrige Quercus lusitanica, welche im Winter das Laub abwirft, die gewöhnliche Art der Eichen. D.

wollen. Wir ließen alles das unbesehen und stiegen, nachdem wir auf der Post das Band mit der Heimat wieder geknüpft hatten, durch die engen Gassen auf die Höhe hinauf, an deren jähem Hang Nazaret gelagert ist.

Da oben auf dem dschebel essīch, an dem verfallenen Weli des nebi saʿīn, sind wir lange gestanden und haben den wunderbaren Blick genossen. Sofort wird in der Abendstunde das Auge auf ṣafed gezogen, das, vollbeleuchtet, wie ein glänzender Halsschmuck um seinen Berg sich schmiegt, und unmittelbar darüber der Hermon in lauterem Schnee; von dieser Weite aus, da er den weißen Kopf dicht auf die galiläischen Berge aufsetzt, ist er überaus herrlich zu sehen. Aber das ist nicht das einzige Schöne. Links in der Ferne leuchtet das weite Meer, in das der Karmel die Brust vorschiebt und den Fuß hineinlegt, gegenüber die alten Bekannten von Galiläa, rechts die Hügel, die den See von Gennezaret geheimnisvoll verdecken, und darüber die basaltigen Freunde vom Dscholan. Im Rücken die Kuppe des Tabor, der von der Nazaretseite aus besonders scharf umrissen ist, dann weiter die Kette der Gilboa- und Samariaberge bis wieder zum Karmel. Vor uns und hinter uns ein weites Feld; vor uns die Ebene elbaṭṭōf mit dem immer noch stolz gelegenen ṣaffūrie (Sepphoris) in der Mitte, hinter uns die von Jesreel, und unmittelbar uns zu Füßen das Städtchen selbst. Es war eine bedeutende Nachbarschaft, in der Nazaret zur Zeit Jesu lag: selbst still, verborgen und ungenannt, aber so nahe an der großen, die Jesreelebene durchschneidenden Heerstraße, so nahe an der galiläischen Residenz Sepphoris und so nah an den damaligen Tummelplätzen der messianischen Revolutionen, ein ruhiger Ort in der Nähe geräuschvollen Treibens und flutenden Lebens. Ist wohl Jesus auch manchmal auf unsern Berg heraufgestiegen und hat in einsamer Stunde ins Meer, zum Hermon und zur Jesreelebene geschaut? Haben die große Natur und das große Stück Geschichte sein Gemüt gefüllt und beschäftigt? Jesus spricht ja nicht viel von ästhetischer Natur, mehr von praktischer Natur, er erzählt nicht viel aus der Geschichte, mehr aus der Gegenwart, aber doch möchten wir sagen, daß die Weite und Höhe seiner Worte und die geschichtliche Art seines Wirkens und seines Hoffens auf dem Berg da oben uns ganz besonders deutlich geworden sind. Jedenfalls tut es wohl zu sehen, daß Jesus nicht in der herben Gegend Judäas, der Stätte des Gesetzes und seiner Lehrer, aufwuchs, sondern auf dem milden, fruchtbaren galiläischen Boden, in einer anmutigen, stillen, der Welt nahen Heimat. Ich habe mir von jener Höhe ein „Blutströpfchen" mitgenommen zur Erinnerung.

Am Abend, als wir im Zelt saßen, brachten die Frauen von Nazaret kunstfertige Arbeiten der eigenen Hand, und die Männer etliche Modelle von Ackergeräten, damit wir uns an Joseph erinnern sollten, der, wie

Professor Dalman sagte, mit solchem Handwerk sein Brot verdiente. Es war uns ein einleuchtender Gedanke, den Joseph nicht als Zimmermann oder Werkmeister, sondern als Stellmacher in seiner Werkstatt aufsuchen zu können.

8. **April.** Am Morgen gingen wir noch rasch zum Marienbrunnen, der selbst anmutig geformt in einer wenig anmutenden Umgebung steht. Die Frauen und Mädchen Nazarets holten ihr Wasser und wuschen die Kleider in dem engen Vorraum des Brunnens; man sieht kräftige und willensstarke Gesichter unter ihnen, und alle sind sie reicher und bunter gekleidet als die armen Fellachinnen der jerusalemer Gegend. Man sagt uns, daß das Städtchen mit seinen 11000 Einwohnern ein betriebsamer, in Ackerbau, Handwerk und Handel aufstrebender Platz sei. Die alte Quelle soll einige Schritte vom Marienbrunnen weg in der griechischen Kirche drinnen sein. Sie und der steile Abhang, von dem die Nazarener ihren großen Bruder hinabstoßen wollten, sind die einzigen Mittel, die alte Ortslage zu bestimmen; wenig und unsicher genug.

Wir ritten nun auf der alten Haifastraße von Nazaret weg und standen bald auf der Höhe, die schroff und in steinige Klüfte zerrissen über der Jesreelebene steht. Man sucht hier irgendwo den „Berg des Absturzes", aber die Geschichte spielt gewiß in der unmittelbaren Nähe des Städtchens. Hier oben hatten wir nun nicht blos von Nazaret Abschied zu nehmen, sondern auch von Galiläa und von der Geschichte des Neuen Testaments. Denn indem wir uns vorwärts wandten, in die Ebene hinab nach Megiddo, Samaria, Sichem und Bethel, beschäftigten sich unsere Gedanken vorwiegend mit dem Leben, Leiden und Sterben des israelitischen Völkleins. Um unsre müden Tiere zu schonen, ritten wir langsam durch die Ebene und hatten so alle Zeit, die Gestalt und die Geschichte dieses mächtigen Feldes zu beschauen. Rings von Bergen umsäumt liegt dieses „Jesreel", d. h. „Pflanzung Gottes", dunkelfarben da, von Vulkanen erzeugt, von dem Basalt des nebi daḥi gespeist, mit einzelnen kleinen Kraterhügeln besetzt, vom Wasser überall durchfurcht und fast nur am höheren Rand besiedelt. Gegen Osten, dem Jordan zu, läuft sie breit hinaus, während im Nordwesten, am Karmel, nur ein enger Weg für den Kison frei gelassen ist. Die Ebene senkt sich der Mitte zu und ist in dieser Jahreszeit stellenweise sumpfig, manchmal ungangbar. Wir sahen diese größte Ebene des westlichen Palästinas, die Ebene, in reicher Fruchtfülle; denn sie ist nicht blos sehr fruchtbar, sondern in der Gegenwart auch wohl ausgenützt. Aber wem gehört diese Fruchtbarkeit? Wiederum nicht glücklichen heimischen Bauern, sondern reichen, wuchernden Großbesitzern, die von Beirut aus die Fellachen frohnen lassen. Wo einmal gesundes Leben zu sehen wäre, steht ungesunde

Gewalt dahinter. Einst war der Reichtum der Ebene von den hungrigen Beduinen beständig bedroht, wie die Gideongeschichte so trefflich erzählt. Aber nicht blos Beduinenkämpfe, ernsthafte Schlachten haben die Ebene mit ihrem Geschrei beunruhigt. Man hat dieses Fruchtfeld Palästinas das Schlachtfeld Palästinas genannt. Noch vor der israelitischen Geschichte ist es der Durchgangspunkt kriegerischer Heere, ägyptischer und assyrischer, gewesen, zur Zeit Israels ist es dann selbst Walstatt geworden. Die Kanaaniter wollten den Eindringlingen dieses schöne Stück Erde nicht gutwillig geben, aber die Wasser Megiddos, die ihre Streitwagen zertrümmerten, haben die Ebene den Israeliten überliefert, weil es nun einmal in höherem Rat beschlossen war. Aber das gute Land hat immer wieder andere lüstern gemacht. Es kam die Überschwemmung der Philister, die den tapferen, schwerblütigen Saul ins Gebirge und in den Tod trieb; dann kamen die Haufen der Syrer und wollten die Ebene haben, aber Ahab warf sie zurück und schob ihnen in der Winterresidenz Jesreel, zwischen nebi daḥi und Gilboa gelegen, kühn einen Riegel vor. Unter Josia wurde die Ebene wieder in die Weltgeschichte gezogen, als der jüdische König am Südosteingang dem Pharao, ob eigenwillig oder in babylonischem Dienst, das wissen wir nicht, den Weg versperren wollte und jämmerlich über den Haufen geworfen wurde. Auch fernerhin hörten die Kriege nicht auf, solange der jüdische Staat lebte. Und wie die Geschichte so vieles wiederholt, so auch hier. Noch einmal standen auf dem Tabor und am Kison Heerscharen einander gegenüber, und noch einmal versanken Rosse und Reiter im sumpfigen Wasser, und der fremde Franzose durfte über den Türken triumphiren. Und wegen all dieser Geschichten sieht das gläubige Gemüt, das im israelitischen Horizont lebt, wie auch die letzte Schlacht der Welt in der Ebene Megiddo geschlagen werde (Apk. 16, 16).

Wir zogen stracks von den Nazaretbergen auf die Samariaberge zu, machten aber in der Mitte der Ebene bei elʿaffule eine starke Rechtswendung nach Westen, um nach dem tell elmutesellim zu gelangen. Hier bei elʿaffule sahen wir nicht nur alte Ruinen, sondern auch den Knecht der Neuzeit, das Dampfrößchen, das den Reisenden nun schon von Haifa*) bis an den Jordan trägt und, so wirs erleben, bis an die Damaskusbahn tragen soll, schon jetzt recht nützlich für den, der Altjesreel und Betsean besuchen will. Es war ein großer Umweg, den wir nach tell elmutesellim zu machen hatten, notwendig, damit uns nicht das Geschick der Kanaaniter und der Türken ereilte, und wir im Sumpf noch weiter über die eigenartige Geschichte dieser Gegend nachdenken mußten.

*) Man schreibt: Haifa, manche sagen sogar Haïfa, arabisch ist ḥēfa. D.

Nach vierstündigem sonnenheißem Ritt standen wir vor dem wohlgeformten tell, ritten durch üppigen hochgewachsenen Weizen auf den Hügel hinauf und begaben uns auf die wichtige Ruinenstätte, die seit dem 1. April 1903 Kraft und Interesse des deutschen Palästina-Vereins in Anspruch nimmt. Zweifellos mit Recht glaubt man, daß wir hier am Platz des alten Megiddo stehen, das als eine feste Wegewarte da erbaut war, wo die große Verkehrsstraße von Ägypten her in die Ebene einbog, um durch diese hindurch links am Tabor vorbei über debūrie und lūbie bis Damaskus zu ziehen. Die Stadt reicht in die graue Vergangenheit hinein. Sie ist auf einer Inschrift des Tutmosis III. (c. 1500) und in den Amarnabriefen (c. 1400) genannt, war eine kanaanitische Königsstadt, die erst spät in die Hände der Israeliten fiel; ihre starke Festungsanlage, die sie zum Zufluchtsort geschickt machte (2. Kön. 9, 27), wird auf Salomo zurückgeführt. Nach Josias unglücklichem Ende hören wir nichts mehr von ihr.

Wir gingen auf den Ruinenhügel hinüber, auf dem im Sonnenbrand in fiebriger Luft fleißig gearbeitet wurde, und hörten zu unserm Bedauern, daß der Leiter der Ausgrabungen, Baurat Schumacher, gerade abwesend war. Doch konnten wir in der Hauptsache sehen, was die zwei Jahre zu Tag gefördert hatten. Es scheint, auch nach der Beschaffenheit des Mauerwerks und der Keramik, daß die älteste Bauschicht auf die Zeit 2500—2000 zurückgeht, während andererseits nichts gefunden wurde, was über das 6. vorchristliche Jahrhundert herabführen würde. In der Nähe des Hügels liegen zwar bedeutsame römische Reste, sie gehören aber nicht zu der Geschichte des tell von Megiddo. Wir kamen am Südrand zuerst zu einer Burg aus der ältesten Zeit (c. 2000) mit Mauerwerk aus lauter unbehauenen Feldsteinen, die durch Lehmmörtel zusammengehalten waren; dann sahen wir kleine Wohnräume, Mauern, deren Ecksteine wohlbehauen und starkgeformt waren, während die übrigen Steine unbehauen und regellos sich darüber schichteten, zwei zierliche Basaltsäulen, die Gottheitssymbole gewesen sein werden, und andere Steinpfeiler, bei denen wir nicht sicher waren, ob sie Dachstützen oder heilige Säulen sein sollten. Ferner wurde uns ein Steinkreis aufgedeckt, in dem ein trefflich erhaltenes Gerippe in gekrümmter Haltung lag; dann turnten wir in ein unterirdisches Gemach hinab, ähnlich der Schatzkammer des Atreus in Mykenä, dessen Decke wie dort von großen unbehauenen einander überragenden Kalksteinplatten gebildet war, wie man es vor dem Gewölbebau machte. Lange saßen wir an einer sonderbaren hohen Steinbank, die vor einem runden gepflasterten Becken mit einer künstlich geformten kleinen Schale stand, und besannen uns, ob dieses Gebilde religiös oder profan zu deuten sei, und dies war nicht das einzige Mal, daß wir die alten Reste mit

dieser Frage beschauten. An Basalttischen, in die Erde gebauten Backöfen, wie man sie heut noch im nördlichsten Palästina gebraucht, primitiven Reibsteinen u. dgl. vorüber kamen wir noch zu einem dachlosen Raum, in dem verschiedene Pfeiler emporragen und Krüge mit Kinderleichen sowie Schalen gefunden wurden, also doch wohl ein Heiligtum vorstellend. Endlich kletterten wir den Hügel hinab und gelangten an einen Schacht, der eine fein erhaltene Backsteinmauer bloßgelegt hatte, die sich nach allem um den Berg her zog und das Mauerwerk der allerältesten Niederlassung hier bildet; wir standen gerade vor einem Strebepfeiler, der 8 m dick war und dessen Ziegel wohlgeschichtet übereinander lagen, wie sie vor 4 Jahrtausenden gelegt waren. Man sieht, das Ergebnis der mühsamen, gesundheitzerstörenden Arbeit ist nicht gering, die profane und sakrale Archäologie hat manches gewonnen, und wir freuen uns, bis aus all dem wirren Material die Geschichte Megiddos wieder aufgebaut wird. In der Baracke lagen noch die vielen kleinen Funde vom Tage, während ich den berühmten Siegelstein mit dem Jerobeamnamen und andere schöne Siegel einige Wochen nachher bei Herrn Dr. Schumacher wenigstens im Abdruck sehen durfte.

Nach dem Abritt überschritten wir den Bach von elleddschūn, dessen Name an die einst hier seßhafte römische Legion erinnert. Einige Stunden Wegs ritten wir an dem südlichen Rand der Ebene, in dem Frucht und Stein abwechseln, konnten gemütlich die Formen und Örter des Gilboastockes studieren, grüßten den tell von taʿannak, das in der Geschichte mit Megiddo verwachsen ist und wie dieses jüngst mit dem Spaten erforscht wurde, sahen noch einmal nach Nazaret zurück und erreichten zuletzt, nachdem wir's in leuchtendem Schimmer lang vor uns gesehen hatten, das stattliche dschenīn. Mit seiner weißen Moschee, seinen vielen Palmen, den sauberen Häusern, die von der Wand der Berge beschützt sind, ist die ehemalige Stadt der „Gartenquelle“ (En Gannim, Jos. 19, 21) ein erfreuliches Bild. Wasser giebts in Fülle; auch ein Stück Sumpf, an dem unsere Zelte standen, ist von der Ebene übrig geblieben, und die Frösche sangen uns ein unermüdliches Schlummerlied.

9. April. An einem lieblichen Sonntagmorgen zogen wir von dschenīn weg und nach Samarien hinein, dem Tal entlang zwischen freundlichen Hügeln über eine wohlangebaute Gegend. *) Buntgekleidete

*) Auf dieser Talstraße wurde Ahasja von Juda auf Befehl Jehus erschlagen nach 2. Kön. 9, 27. Ahasja wollte offenbar den kürzesten Weg nach Samarien über ḳubāṭie nehmen. Die „Steige von Gur bei Jibleam“ ist dann füglich der bei ḳubāṭie nach der Ebene von ṣānūr führende Paßübergang, den wir diesmal nicht überschritten. D.

Fellachen, die nichts von der Sonntagsruhe wußten, standen da und dort in den Äckern, und Kornblumen, fast wie die unsrigen, blühten am Rain. Wir suchten und besuchten den tell dōtān, der sich aus der fruchtbaren Ebene heraushebt und in der Königszeit Israels einen machtvollen Mann und göttlichen Helfer unter seinen Bewohnern hatte (2. Kön. 6, 13). Am Fuß des Hügels ist eine Quelle, in eine tiefe und rauhgebaute Zisterne gefaßt; wir fanden sie bis an den Rand gefüllt und hätten in dem klaren Wasser fast uns untergetaucht, wenn es nicht so eng und nicht so öffentlich gewesen wäre. Denn an Publikum fehlte es uns nie auf unserer Reise. Hier mögen manche Hirten schon geweidet und gerastet haben, zumal da eine Karawanenstraße vorübergeht. Auch die Jakobssöhne sind nach der biblischen Geschichte in der Gegend gewesen, wenn darum auch der Brunnen noch nicht die Grube des Joseph sein muß. Am Fuß des tell ist ein immergrüner wohltuender Baumgarten, dessen Mandelbäume eben Früchte hatten; dahinter steht das fleißige Motorwerk, das dem lernbegierigen arabischen Besitzer alle Ehre macht. Das armselige Dörfchen liegt auf der halben Höhe und birgt etliche Trümmer größerer Vergangenheit; oben wacht eine Terebinthe über der alten Ortslage und man erkennt trotz des überall hochstehenden Getreides, daß einmal eine Niederlassung hier gewesen sein muß. Ob aber die geplanten Ausgrabungen viel finden werden?

Zunächst ritten wir in der Ebene, die unter anderen Namen den Namen sahl ʿarrābe*) hat, weiter, in einer guten, aber etwas einförmigen Landschaft.**) Wir begegneten einer einsamen Frau, die wie Rebekka hoch und festlich geziert auf dem Kamel thronte, den schwarzen Sonnenschirm über sich gespannt, während der Diener auf dem Esel ritt und das Kamel hinter sich her zog. Die Gegend soll bis vor kurzer Zeit unsicher gewesen sein, scheint aber nicht mehr gefürchtet zu werden. Einige recht hübsch gelegene Dörfer, wie Kronen auf den Hügeln, lagen zu unserer Rechten, bis wir nach steilem Aufstieg auf eine Höhe kamen, die einen feinen Blick gewährte. Wie in einem Kessel lag das große

---

*) Die Karten geben der ganzen Ebene diesen Namen, während die Anwohner hier wie meist in ähnlichen Fällen keine allgemeine Bezeichnung haben. Sie verstehen unter sahl oder merdsch ʿarrābe nur den südlichen Teil der Ebene, welcher zur Gemarkung des Dorfes ʿarrābe gehört, und reden in derselben Weise im östlichen Teil der Ebene von merdsch ḳubāṭie (Baedeker irrig ḳubāṭīje) und merdsch dschanzur (engl. Karte dschinzar), im nördlichen Teil von merdsch kefrēre, während der westliche Zipfel merdsch marāmīl heißt. — Ebenso steht es mit der nahen Ebene, welche die Karten merdsch elṛaraḳ nennen, während man dort von merdsch ṣānūr und merdsch mēṯalūn redet. D.

**) Unser Weg nach sebastie war wohl derselbe, den Elisa die Syrer von Dothan nach Samaria führte, 2. Kön. 6. D.

Dorf sīlet eddahr, durch viele Bäume geschmückt und von freundlichen Hügeln umgeben, über die hinaus wir zum Meer sehen konnten. Wir rasteten hier unter einem mächtigen Ölbaum und wurden uns bewußt, in dem gesegneten *Ephraim* zu lagern. Wenn man von Jerusalem her kommt, ist gewiß der Eindruck von dem Vorzug Ephraims vor Juda noch lebhafter, als wenn man eben den noch reicheren Norden gesehen hat, aber wir mußten dem Dichter Recht geben, der vom Josephstamm sagt: Von Jahwe gesegnet ist sein Land! In der Tat ist dieser Strich wesentlich verschieden von dem südlichen: von der Jesreel-Ebene an reiht sich Ebene an Ebene bis zu der, in der Silo gelegen ist; die Berge sind weiter auseinander geschoben und sanfter geformt, der Boden nicht so steinig und zerrissen wie bei Bethel und Jerusalem, sondern fruchtbar und vielfach wasserreich, der Charakter nicht so herb und kalt, sondern lebensfroh und freundlich. Wir werden hier nicht so müde gemacht durch das Auf und Ab auf bösem Weg, wir treffen freilich auch nicht die landschaftliche Wildheit, die die Schluchten der judäischen Gebirgswüste besuchenswert macht.

Auf der nächsten Paßhöhe sahen wir Ebal und Garizim, vor allem aber hatten wir eine vorzügliche Ausschau auf den Hügel von sebastie*) (*Samaria*). Die „prächtige Krone der Trunkenen von Ephraim, die da steht oben über einem fetten Tal", nannte Jesaia die Stadt. Ja wohl, dem Judäer, der an die ernste und arme Heimat gewöhnt war, kam dieses Tal und dieser liebliche Hügel fett und prächtig vor, zu üppig für sein Auge, schon durch ihre landschaftliche Fülle. Der terrassierte Hügel hat eine ausgezeichnete Form, besonders auch in strategischer Hinsicht, und es beweist für die Tüchtigkeit des Omri, daß er die Residenz aus dem engen Tal von Sichem auf diese Höhe führte.**) Es ist die charakteristische Lage der hauptsächlichen israelitischen Städte: nicht auf dem größten Berg der Gegend, sondern von überragenden Nachbarn geschützt, aber auf einer freistehenden, schwer zugänglichen Kuppe. Das heutige Nest, an der Ostseite des Hügels hängend, liegt nicht ganz auf dem Rücken oben, der von Ost nach West in die Höhe geht und auf dem

*) Die Karte von *Fischer* u. *Guthe*, *Baedeker*, *Buhl* u. a. schreiben sebastīje, während die englische Karte das Richtige hat. D.

**) Von wesentlicher Bedeutung ist dabei, daß Samaria nach Westen zu bequeme Verbindung hatte nach dem wādi eschscha'īr, der großen Verkehrsstraße von der Küste her, welche sich von nāblus aus nach Nordost und Südost gabelt. Der erstere Weg führt über bēsān und den Jordan nach Damaskus, der letztere nach dem südlichen Ostjordanland. Die Syrer kamen natürlich die erstgenannte Straße, die also auch der fahrbare Weg Naemans (2. Kön. 5) und die Fluchtlinie des syrischen Heeres (2. Kön. 7) gewesen ist. Das syrische Lager sollte gewiß Samarien von dieser Straße abschneiden und hat also westlich der Stadt etwa bei chirbet kūsēn essahl gelegen. D.

wohl die alte Stadt stand. Unsere Zeltpflöcke waren auf historischem Boden eingerammt, auf einem gepflasterten Platz, der jetzt zur Dreschtenne erniedrigt ist. Gleich dabei ragten und klagten einige Säulenstümpfe in den Himmel hinauf, die zu einem Tempel des Herodes gehört haben sollen. Von der Höhe sieht man prächtig ins Tal und ins Meer hinaus. Wir stiegen den Hügel, der jetzt zum Acker geworden ist, hinab und kamen am westlichen Ende zu den mächtigen Ruinen zweier Rundtürme mit gewaltigen Steinen, vielleicht eines Torbaues, der in Ahabs Zeit zurückreicht, und von da aus spazierten wir durch die lange Säulenstraße des Herodes, eine seltsame Mischung von Pracht und Trauer. Denn all die vielen Säulen, die meist noch aufrecht stehen, sind um ihr Haupt gekürzt und um ihren Zusammenhang beraubt worden und wissen nun nicht, warum sie mitten unter den Äckern und den Steinhecken noch ihr ärmliches Leben führen. Herodianische Pracht ist wohl eine Pracht, und es wird uns auch in sebastie deutlich, was dieser große Herrscher für das Land getan hat, aber es ist doch die Pracht eines Kleinkönigs gegen ägyptische, griechische und römische Künste. Wo es sich um äußeren Glanz handelt, ist eben alles bescheiden im heiligen Lande. Immerhin ist sebastie gewiß eine der bedeutendsten Ruinenstätten im westlichen Palästina, reicher und abwechslungsreicher an Geschichte als die meisten Orte und fordert zur Ausgrabung geradezu heraus. Es ist ja nicht eine heilige Stätte, sondern die von der Bibel Verworfenen haben dort residiert, aber das nimmt von der Wichtigkeit nichts hinweg. Ein merkwürdiger Steinblock mit Rinne, wie ein Opferstein, gepflasterte Straßen und Treppen nahmen unsere Aufmerksamkeit noch in Anspruch; im Dorf selbst liegen eine Menge edler Reste, in die Häuser gemauert und neben diese gestellt, und wir sahen manches der verlorenen Kapitäle hier versprengt. Auch die gewaltige Ölpresse in dunklem Gewölbe zeugte von verschwundener Herrlichkeit und war besonders geeignet zu archäologischem Studium. Schon war die Sonne gesunken, als wir noch die schöne Moschee aufsuchten, die einst eine Kreuzfahrerkirche, eine Täufer-Johanneskirche, gewesen war. Wir hatten sie schon von weitem glänzen sehen, in der Nähe aber bot sie ein weihevolles, malerisches Abendbild. Die freistehende Palme in der Vorhalle und der Baum auf der Mauer, die zierlichen Ruinen des Schiffes mit seinen Pfeilern, Säulchen und Spitzbogen, dahinter Kuppel und Minaret der Moschee, und über allem der bleiche Stern, es war ein herrlicher Tagesschluß.

So hatten wir nun in der Kürze die ganze Geschichte des Samariaberges an uns vorüberziehen lassen: Der Hügel selbst erzählte von Omri, der ihn von Semer um zween Zentner Silbers gekauft hatte, und vom Omridenhaus mit seiner Tapferkeit und seinen Ärgernissen, von dem

Grimm und dem weissagenden Fluch der Propheten. Der hochragende Hügel im Osten wußte wohl von mancherlei feindlichen Heeren zu sagen, von syrischen und assyrischen, die von hier aus die Stadt mit dem Hungertod geängstigt hatten. Von der Samaritaner und Makkabäer Zeiten konnten wir nichts mehr sehen, aber die vielen stehenden und gefallenen Trümmer, die über die Erde ragen und noch unter dem Boden schlummern, samt dem Namen des heutigen Dörfleins, lobten Herodes den Großen; die Kirche gemahnte an die ritterlichen Kreuzfahrer, die das uralte christliche Bistum von Samaria hatten wieder aufleben lassen und ein streitbares Kloster errichteten. Krieg, Kunst und Christentum: wer wird schließlich diesen toten Hügel für sich gewinnen! Eine sehr bescheidene Mission, von Engländern begonnen, steht in den ersten Anfängen. Wir hatten übrigens von den Bewohnern, die nicht genug Antika beischleppen konnten, weiter nichts zu leiden.

10. April. Als wir am andern Morgen den Hügel hinabritten, sahen wir erst, wie stark die befestigte Kirche gewesen war. Unter dem Bogen eines Mühlkanals drunten hat man einen schönen Durchblick auf sebastie und seine alte Ortslage, auch von dieser Seite stark und fruchtbar anzusehen. Wir kamen nun bald auf die Straße, die von der Küste nach nāblus führt und ergötzten uns an dem lieblichen, wasser- und bäumereichen Gelände. nāblus, *Νεα Πολις*, hat eine besonders merkwürdige Lage. Es steckt ganz eingeklemmt in der Talsohle, in der es sich von West nach Ost dehnen kann, während zu beiden Seiten 300 bis 400 m hoch die steilen Bergwände des Ebal und des Garizim aufsteigen. Die Talsohle ist hier ein Rücken, denn von ihr läuft das Wasser westlich zum Mittelmeer, östlich zum Jordan ab; die Stadt auf dem Rücken hieß Sichem.*) Wir gingen quer durch die Stadt und kletterten am Garizim hinauf, an rauschendem Wasser und köstlichen Fruchtbäumen vorüber; deswegen ist der Garizim der Segensberg, denn von ihm entströmt das Wasser. Nach einigen Minuten standen wir vor sonderbaren mächtigen Höhlen, an denen der harte und der weiche Kalkstein wie übereinander geschichtetes Gebälk abwechselt; wenige Schritte weiter und wir sahen eine große Felsplatte ins Tal hinausragend und von einem Felspfeiler gestützt: es ist die Jotamskanzel (Richt. 9) **), zu einer Feldpredigt eigens von der Natur hergerichtet. Man hat hier den besten Blick über die Stadt. Sie zeigt sofort, daß sie zu den größeren Städten in Palästina gehört; mehr

---

*) D. h. „Nacken". Der Name bezeichnet die Lage und macht gewiß, daß man die älteste Stadt nicht so weit östlich rücken darf, wie jetzt zuweilen empfohlen wird. D.

**) Jetzt schaḳḳ ennimr „Pardelkluft" genannt. D.

und mehr verliert sie den alten Charakter, obwohl sie zwei kultische Seltsamkeiten und Antiquitäten in sich birgt: die sterbende samaritanische Sekte und den hochmütigen moslemischen Fanatismus. Ihre Minarets und Kirchen, ihre großen Chane und die Seifenindustrie, ihre engen Bazargassen und freundlichen Ziegeldächer, ihre rauschenden Wasser und Gartenanlagen lassen uns raten, ob wir auf eine palästinische oder eine europäische Stadt hinuntersehen. Wo der alte Ort lag, wird bestritten; die Jotamskanzel würde verlangen, daß er am heutigen Platz stand. Für die Kriegszeiten lag Sichem nicht geschickt, das erste Königtum Abimeleks zerging, die Könige Israels suchten ihre Residenz bald anderswo, aber für Zusammenkünfte des Volkes war es der rechte Punkt. Wir sahen auf die große Straße hinaus, die über die Jordanfurt nach dem Gebirge Gilead und dem Lande Moabs führte und einst von Jakob begangen wurde (1. Mos. 33), und auf die Straße, die von Damaskus und Galiläa über bēsān nach Jerusalem zog; wir sahen die amphitheatralische Bucht am Ebal, wo der eine Teil der Israeliten unter Josua gestanden haben könnte, während der andere Teil am Garizim gegenüber war. *) Der Blick auf den mächtigen gedrungenen Leib des Ebal ist preiswert und wir bedauerten sehr, seinem Gipfel nicht näher treten zu können. **)

Durch die Bazargassen, an dem prächtigen Kreuzfahrerportal einer jetzigen Moschee vorüber, zogen wir in die freie Luft hinaus zum **Jakobsbrunnen**, eine halbe Stunde Weg. In dieser Gegend also müssen die israelitischen Ahnen gezeltet haben, hier saß Jesus und sprach im Blick auf den Garizim das immer noch prophetische Wort von der geistigen Anbetung Gottes; hier sprach er im Blick auf das weiße Feld und auf die nahenden Samaritaner die Verheißung von der nahen Ernte für seine Mitarbeiter. Das „weiße" Getreide: wir sahen es hier noch nicht so, wir sahen den halbhohen Weizen, aber es ist mir später manchmal eingefallen, wenn ich durch die von der palästinischen Sonne gebleichten reifen Ähren kam. Der Brunnen selbst, über dem schon im 4. Jahrhundert eine Kirche stand und an dem jetzt kunstlose Reste liegen, ist gewiß ein sehr alter Feldbrunnen, bietet aber nicht viel. Die Ebene ***), in die

*) Die Bucht am Ebal heißt jetzt challet errahban, am Garizim entspricht challet elʿāmūd. D.

**) Der Ebal, den nur die Christen und Samaritaner jetzt noch so nennen, hat arabisch keine einheitliche Bezeichnung. Er zerfällt — nach nāblus zu — in die drei Teile dschebel schēch ʿamād eddīn, dschebel essitt esslēmijje (nach der Schwester von ʿamād eddīn so genannt) und dschebel ḳunēṣa. Sehr willkürlich behandeln die Karten den mittleren Namen (in ungenauer Form) als Hauptnamen. D.

***) Seit **Robinson** nennt man sie die „Ebene von Machna" oder gar schlechtweg „die Machna" (so **Baedeker**, **Guthe**, **Buhl** u. a.). In Wirklichkeit ist Machna nur

wir nun hinausritten, war wieder ein besonders großes und fruchtbares Weizenfeld, rechts von dem langgestreckten Garizim mit seinen Heiligtümern, links von kleinen Hügeln mit schmucken Dörfchen begrenzt. Am Südende der Ebene führt die neugebaute Straße in Windungen aufwärts, denn wir sollten nun immer höher hinauf kommen. Dschenin 158, Dotanebene 245, Sebastie 443, Sichem 560 m, das war die allmähliche Klimax, jetzt standen wir mitten im Gebirge Ephraim, das sich etwa 4 Stunden südlich und 2 Stunden nördlich von Sichem ausdehnt. Als wir oben noch einmal die Sichem- und Samariaberge in unser Gemüt geprägt und dem Herrn des Landes, dem dschebel esch-schēch (Hermon), gehuldigt hatten, hörte die neue Straße urplötzlich auf, wie von Geisterhand abgebrochen. Wir mußten über eine wüste Gegend, die schon recht an Juda erinnerte, fanden uns aber bald wieder in einem netten breiten Wiesental, das sich um einen Höhenzug rund herumlegt. Fast kein Strich hat uns so sehr an die Heimat erinnert; so kamen uns auch unwillkürlich heimatliche Gesänge über die Lippen, und unser guter nimmermüder Chalil fügte spaßige Mimik dazu, damit wir die orientalische Art nicht vergäßen. Droben lag lubban in der Abendluft, und als das Wiesental vor einer steilen Wand aufhören mußte, hatten wir unser Quartier bei der Quelle des chān lubban erreicht, zum letzten mal im Zelt und in dem gesunden Bett der Natur.

11. April. Wir hatten noch einen langen Tag vor uns, denn wir wollten noch viel sehen, obwohl wir ein wenig satt und müde waren. Droben über der Bergwand fing die plötzlich abgebrochene Landstraße Nablus – Jerusalem ebenso plötzlich wieder an, ohne daß irgendwo ein Mensch oder eine Hacke wäre zu sehen gewesen. Noch einmal durchzogen wir eine liebliche Hochebene, über der sindschil, der Kreuzfahrerort, in der — für uns unsichtbar — sēlūn (Silo) gelegen ist. Dann aber hatte die ephraimitische Bequemlichkeit ein Ende. Von der Fahrstraße weg *) ritten wir einen unsäglich steilen und steinigen Weg hinauf, der bloß noch Geröll war, nicht mehr Erde. Aber als wir das Dorf

---

der Name zweier Ortslagen zu beiden Seiten des südlichen Teils der Ebene. Sie selbst heißt nur dort sahl machna, noch weiter südlich sahl ḥuwāra, nördlich sahl rūdschīb und sahl kefr ḳallīn, endlich sahl ʿaskar. Man könnte die Ebene etwa „die Ebene von nāblus“ nennen. „Die Machna“ ist ebenso unsinnig wie z. B. „Die Arrabe“ (s. o.) sein würde. D.

*) Am Anfang des Tals, in welchem weiterhin die „Räuberquellen“ liegen, wurde abgebogen. Das Tal heißt nicht wādi elharāmijje (so Baedeker), auch nicht wādi eddschīb (engl. Karte), sondern wādi elbaḳara. D.

elmezraʿa passiert hatten und dann auf dem Berge elʿaṣūr *) (1011 m) standen, dem höchsten Punkt des südlichen Westpalästina, da war alle Mühe vergessen. Wir hatten eine ganz herrliche Repetition der Reise, vom toten Meer über die Reiche des Ostjordanlandes bis zum Hermon, die galiläischen und samarischen Berge herab; dazu Jerusalem und die Landschaft Judäa mit ihren Orten, Bergen und Schluchten, und vor allem ein herrlicher Streifen des Mittelmeeres von Gaza bis zum Karmel. Wir erinnerten uns nicht, eine großartigere Aussicht gesehen zu haben, wenn auch die vom dschebel dschermaḳ noch lehrreicher war. Was mag dieser Gipfel in der alten Zeit gewesen sein, von der ein schöner heiliger Eichenhain, auch einmal ohne Grabheiligtum, träumerisch erzählte? **)

Bald war von hier aus das auf einer steilen Kuppe stattlich gelegene Christendorf eṭṭajjibe erreicht. Auch dieses muß seine Vergangenheit gehabt haben, obwohl man nicht recht weiß, mit welchem vergangenen Ort man es gleichstellen darf.***) Ein bedeutsamer Turm mit geränderten Quadern, einsame Säulen und Kapitäle, die im Dorf liegen, beweisen, daß das Dorf einst etwas war, allerlei christliche Kirchen zeigen, daß es heute etwas ist. Wir saßen auf dem Dach an dem Burgturm und sahen nach Jerusalem hinüber, dessen hervorragende Häuser sich einzeln zeigten. Von jetzt ab waren wir in echt judäischer Gegend. Die Höhenzüge schoben sich eng ineinander und preßten die wasserlosen Täler zusammen, von steilen Höhen ging es hinab und wieder hinauf, die Hänge und die Schluchten waren starr und steinig, auf den Hügelflächen lagen die großen Felsblöcke, und die Felsplatten störten den Huf des Pferdes. Als wir in dēr dīwān oben angelangt waren, wandten wir uns gegen Westen nach einem nahen tell und suchten in eifrigem Rat mit den Eingeborenen, ob er etwa zu der in Josua 8 gemalten Lage der Stadt Ai passen

---

*) Die Karten nennen ihn tell ʿaṣūr, was auffällt, weil der Berg nicht die Gestalt eines tell, d. h. eines künstlich entstandenen Hügels, hat. Man redet dort schlechtweg von elʿaṣūr und meint damit zunächst den heiligen Hain auf dem Gipfel, aber auch, nach dem in solchen Fällen gewöhnlichen Gebrauch, den Gipfel selbst, der eigentlich ḍahr elʿaṣūr heißen sollte. Dieser Name gilt auch nur dem westlichen Gipfel der Kette, der östliche heißt ḍahr eddscherād. D.

**) Gegen die übliche Identifizierung von elʿaṣūr mit „Baal Hazor, das bei Ephraim ist" (2. Sam. 13, 23), ist nichts einzuwenden. In der Nähe auf den Berghalden ist noch immer umfangreiches Weideland, und Absalom konnte sehr wohl hier seine Herden haben und beim Bergheiligtum das Festmahl feiern, bei dem er Amnon ermorden ließ. D.

***) Die Stadt Ephraim, nach welcher Jesus sich zurückzog (Joh. 11, 54), kann nach dem Zeugnis der Eusebius wohl nur hier gesucht werden. Nach 2. Sam. 13, 23 lag es bei elʿaṣūr, s. o. D.

könnte. Die erhaltenen Trümmerblöcke auf dem tell und seine allgemeine Örtlichkeit schienen uns dafür zu reden, wenn auch die Angaben über das israelitische Lager nicht ganz zur Gegend stimmen können. *)

Auf dem Weiterweg meldete eine auffallende und wehrhafte Klosterruine, daß wir einer wichtigen Stätte näher kämen. Das war bētīn, sicher das alte Bethel, der Widerpart Jerusalems, der Ort patriarchalischer und prophetischer Offenbarung. Wir konnten dem hochgelegenen bescheidenen Flecken nur im Vorüberritt einen Blick zuwerfen, schnell auch den Teich am Ort und eine eigenartige, von natürlichen Pfeilern gestützte Brunnenstube auf dem Weiterweg besichtigen, denn wir hatten noch ein gutes Stück ans Ziel. In elbīre nahmen uns gute Freunde von Jerusalem in Empfang, und wie einst zur Zeit Jesu man hier vor Jerusalem gerastet haben soll, so taten wir das auch noch einmal. Dann aber ging es schnell in den Abend hinein, überall standen alte Bekannten am Weg, errām und der Hügel Sauls, dahinter die Berge von Moab, nebi samwīl im Rahmen des Sonnengoldes, scha'fāṭ und römische Meilensteine. Es war schon recht spät geworden, als wir vom Skopus aus in die Lichter des nächtlichen Jerusalem hineinschauten und drunten in der Nähe des Damaskustors voneinander Abschied nahmen. Wir waren sehr dankbar gestimmt, daß wir so vieles gesehen, an Leib und Seele so frisch geblieben waren. Und besonders herzlich verabschiedeten wir uns vom Leiter unserer Expedition, der, selbst der ausdauerndste von uns allen, mit viel Weisheit und Freundlichkeit uns geführt hatte.

*) Die Ansetzung des Lagers des Josua nördlich von Ai, welche Buhl u. a. bei ettell unbedenklich finden, ist nämlich hier undenkbar, da im Norden ein sehr tiefes, steilwandiges Tal an ettell stößt. Diesseits war kein Lager möglich, von jenseits ist ein rascher Überfall ausgeschlossen, wie wir selbst zu erfahren bekamen, als wir unter unsäglicher Mühe hier heraufstiegen. Trotzdem halte ich an der Identifizierung von ettell mit Ai fest, wie anderwärts auseinander zu setzen. D.



Berge von Judäa.


Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von
E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstr. 68—71.



